



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2014

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Schwabe AG, Muttenz
Bezugsquelle: Archäologie Baselland
Amtshausgasse 7
CH-4410 Liestal
oder als Download:
www.archaeologie.bl.ch

© 2015 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Archiv der Archäologie Baselland.

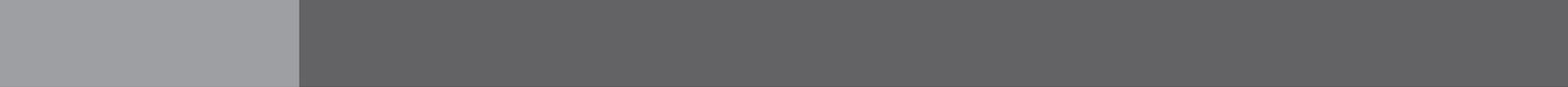
Alles Zufall?

Jedes Jahr gibt es neue archäologische Funde. Einige waren zu erwarten, andere kamen völlig überraschend ans Licht. Manche helfen, unsere Kenntnisse der Vergangenheit zu vertiefen, doch gelegentlich werfen solche Entdeckungen die bisherigen Vorstellungen ziemlich über den Haufen.

Eine Zukunft voller Überraschungen – das klingt nach einer spannenden Aufgabe. Konkret im Falle der Archäologie bedeutet es aber auch, dass diese nur schwer planbar ist. Der Kanton muss reagieren, wenn ein Bauvorhaben irgendwo historische Substanz im Boden oder an Gebäuden zu zerstören droht. Das heisst, er bestimmt damit auch nicht selber, wo Forschungsschwerpunkte gelegt werden. Gezielte Untersuchungen in besonders interessanten Stätten sind kaum möglich und ausserhalb der Bauzonen aufgrund der beschränkten Mittel nicht zu verantworten.

Ist deshalb alles Zufall, was die Archäologie Baselland Jahr für Jahr zutage fördert? Natürlich nicht! Dank der grossen, langjährigen Erfahrung kennen wir die Fundstätten des Kantons mittlerweile ziemlich gut. Eine Notgrabung ist in der Regel weder für uns noch für die Bauherrschaft eine Überraschung. Ausserhalb der Siedlungsgebiete spürt seit einiger Zeit ein engagierter Trupp von Ehrenamtlichen gezielt einzelnen Plätzen nach. Und trotzdem – beziehungsweise dank dieser Strategie – kommt es gelegentlich zu unerwarteten Erkenntnissen. Das Beispiel der Mörlifluch bei Liedertswil ist eine davon.

Reto Marti
Kantonsarchäologe



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	12
Grabungen und Bauuntersuchungen	22
Fundabteilung	108
Konservierungslabor	128
Archäologische Stätten	138
Dokumentation und Archiv	148
Auswertung und Vermittlung	158
Zeittabelle	184



Jahresrückblick

Business as usual, könnte man sagen, wenn man auf die Aktivitäten der Archäologie Baselland im Jahre 2014 zurückblickt. Doch was heisst das konkret? Einer der europaweit frühesten Kachelofenfunde in Lausen, neue handfeste Belege für die Einwanderung ortsfremder Personen nach dem Ende der Römerzeit in Reinach, eine bisher unbekannte frühe Burganlage in Liedertswil, eine aufs Jahr datierte Wiese von 1295 in Niederdorf, ein perfekt erhaltener Bierkeller in Gelterkinden ... Der archäologische Alltag ist zuweilen gespickt mit aufregenden Neufunden! Hinzu kommt derzeit eine der spektakulärsten Baustellen des Kantons, die langsam der Vegetation wieder entstehende und in alter Grösse erstrahlende Burgruine Pfeffingen – eine prächtige Landmarke, die sogar dem neuen Roche-Turm die Stirn bietet.

Immer wieder melden sich im Anschluss an die Veröffentlichung unseres Jahresberichts begeisterte Leserinnen und Leser, die sich erstaunt zeigen, mit wie wenig Mitteln die Archäologie Baselland derart tolle Resultate erzielt. Das freut uns sehr. Und es bestätigt unseren festen Willen, aus den knappen Ressourcen ein Optimum herauszuholen. Das gelingt jedoch nicht ohne Allianzen. Ich danke an dieser Stelle speziell all unseren externen Partnern: dem Bundesamt für Kultur BAK, dem Schweizerischen Nationalfonds, der Nationalen Informationsstelle zum Kulturerbe NIKE, der Konferenz Schweizerischer Kantonsarchäologinnen und Kantonsarchäologen KSKA, den Universitäten Basel, Bern und Zürich, den Naturhistorischen Museen von Bern und Basel, allen Fonds und Stiftungen, die uns in den letzten Jahren in einzelnen Projekten unter die Arme griffen, und nicht zuletzt den privaten und zum Teil ehrenamtlichen Helfern der Archäologie Baselland für ihre wertvolle Unterstützung, Jahr für Jahr.

Reto Marti

<

Bauforschung in einem historischen Gebäude an der Delsbergerstrasse in Laufen. Die Archäologie Baselland untersucht nicht nur Bodenfunde. Ein Zwei-Frauen-Team ist zuständig für die Dokumentation des bedrohten baugeschichtlichen Erbes des Kantons.

Kachelöfen, Migranten und Urtiere – Funde von europäischer Tragweite

Diese Rekonstruktion eines Kachelofens der Zeit um 1200 haben die Zürcher Kollegen auf der Kyburg rekonstruiert (Werner Wild).

Seit der Dissertation meines Amtsvorgängers Jürg Tauber von 1980 zeichnete sich ab, dass die Nordwestschweiz nebst dem Oberrheingebiet bei der Erfindung des Kachelofens – und damit der rauchfrei beheizten Stube – eine wichtige Rolle spielte. Weniger klar ist der Zeitpunkt, wann dies geschah. Tauber ging aufgrund der damals verfügbaren

Quellen davon aus, dass die ältesten Kachelöfen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstanden sind.

Seither sind noch ältere Kacheln bekannt geworden, in Strassburg sogar aus einem Fundensemble des späten 7./8. Jahrhunderts. Das Problem: Alle diese frühen Nachweise sind einzig aufgrund typologischer Kriterien bestimmt. Der Beweis, dass sie tatsächlich zu einem Heizofen gehörten, fehlte bisher. Die jüngsten Grabungen in Lausen-Bettenach liefern nun den Rest eines solchen Ofens aus dem 10. Jahrhundert und damit den ältesten nachgewiesenen Kachelofen Europas!

Nicht minder interessant sind die Funde, die im Ortskern von Reinach entdeckt wurden. *Rinacum* war ursprünglich ein römischer Gutshof, aus dem sich im 6. Jahrhundert ein Dorf entwickelte. Unter den Keramikfunden aus der frühesten Zeit dieses Dorfes finden sich zahlreiche handgeformte Gefässe, die eindeutig ortsfremd sind. Da man in derselben Zeit auch neue Grabsitten feststellt, die in der Region zuvor unbekannt waren, liegt die



Annahme nahe, dass diese Phänomene mit dem Zuzug fremder Personengruppen zu erklären sind. Gemäss vergleichbaren Funde stammen diese aus dem germanischen Kulturkreis – ein unter Spezialisten derzeit intensiv diskutiertes Thema! Um die genaue Herkunft der Leute zu eruieren, sind noch weitere Forschungen nötig.

Eine dritte Fundstelle von 2014, die weit über die Landesgrenzen hinaus für Aufsehen sorgen wird, führt rund 166 Millionen Jahre zurück und etwa 40 Meter unter den – damaligen – Meeresspiegel. Für einmal ist es eine Forschungsgrabung, die dank der Kooperation mit dem Naturhistorischen Museum der Burgergemeinde Bern und dem Naturhistorischen Museum Basel und der Unterstützung durch den Swisslos-Fonds Baselland zustande kam. Ziel war die so genannte Anwil-Bank aus dem oberen Dogger, eine bis zu 60 Zentimeter mächtige, fossilienreiche Gesteinsschicht. Anders als bei älteren Grabungen lag das Augenmerk diesmal nicht allein bei den Versteinerungen, sondern auch bei ihrer feinstratigrafischen Einbettung.

Die Grabung verlief äusserst vielversprechend und verspricht für alle beteiligten Institutionen ein einzigartiges Fundmaterial. Doch was das genau umfasst, wird sich erst noch zeigen: Die Präparation und Bestimmung der in Blöcken geborgenen Fossilien dürfte die Spezialisten noch Jahre beschäftigen...

Die Fossilienfundstelle in Anwil ist vor allem bekannt für ihre hervorragend erhaltenen Ammoniten.



Der neue Wanderführer zu archäologischen Stätten des Kantons Baselland schaffte es auf Anhieb in die Charts der Sachbücher.

Ein neuer Bestseller

Bereits rund 1000 Mal ging der neue Wanderführer «Ausflug in die Vergangenheit – Archäologische Streifzüge durchs Baselbiet» über den Ludentisch. Was als Pilotprojekt des Librum-Verlags in Zusammenarbeit mit der Archäologie Baselland begann, wird zu einer schweizweiten Reihe ausgebaut.

Wer Archäologie und Geschichte dort erleben will, wo sie seinerzeit stattgefunden hat, liegt mit diesem einfach zu lesenden Büchlein richtig. Einführungen in Geschichte, Natur und Kultur des vorgestellten Raums sowie eine Wanderkarte, herausgegeben von Tourismus Baselland, runden das Angebot der 18 Wanderungen ab.



siehe direkte Juraübergang. Eine zweite Strasse zog vom Lauffner Becken in einer Falle des Keltens aus am Kalknordufer. Daroben wurde in der Gegend Schlackefundus zugelegt, auch Eisen verarbeitete.

Unsere Rundwanderung folgt dem Weg von Hagnsdorf nach Tistertal und führt uns erst zur Burgfeste Rutenstein.

Die Burgmauer im blassen zerklüfteten Felsmassiv birgt noch zeitliche Geheimnisse. Umgrabungen belegen eine Bevölkerung um 1200 bis 1300. Ob sie beim Erdbeben von 1306 zerstört wurde, ist nicht bekannt, denn die Burg fragmentiert nicht in den Erdbebenberichten. Ein Giesbleich (Eisenbleich) Restes, das sich nach Rutenstein nannte, wird

scheidenden landwirtschaftlichem Umschwung der Herren von Ramstein als inwärtlich bezogen, dass die Herren von Ramstein versaut haben. In Ramstein Güter und Berchtel in lichen. Dazu war ihnen möglich was jedes Mittel recht, auch die bekräftigt, wie die Rutenstein zu Familienmitgliedern kamen, wenn die nicht in ramsteinischem Besitz waren.

Durch ein widromantisch zum Naturschutzgebiet Rutenstein, erreichen wir Tistertal, sich, etwas ausserhalb des Dorfes auf der Landeskarte eine Burg angegeben. Es handelt sich um die Wehranlage **Bezenchappeln**, markierten Geländestellen mit am südwestlichen Rand der F

Neandertaler im Eital?

Zwischen Tecknau und Wenslingen muss sich in den vergangenen 50.000 Jahren Unvorstellbares abgespielt haben. Wenn die Natur darüber einen Film gedreht hätte, wäre ihr ein Oscar gewiss. Sie hat es nicht getan. Die Fiktion muss daher in unseren Köpfen stattfinden.

Vom Belvédère Tecknau aus führt der Weg in das kleine **Tal des Aletenbaches**. Unterhalb Wenslingen verengt es sich zum V-Tal und wird bedeckt von hohen zahnförmigen Unterstände (Abris) und Höhlen, welche den Sammlern und Jägern Schutz vor Wind und Wetter boten, wo man sich auf die Läuse legen konnte oder wo man sich selbst vor Windem nicht, denn in dieser Gegend waren auch Bienen.

An Ende des Tales gelangt man über eine kleine Brücke über

Die steile Hanglage macht die Höhle schwer erreichbar, und die nord-nordöstliche Ausrichtung kehrt der südwestlichen Wetterfront den Rücken. Sie sind nur wenige Meter bündig, danach verläuft ein Eisenriegel der Höhle zum Schutz der Fledermäuse, die heute in den Gängen dieser Höhle über Schutz gefunden haben.

Gräbungen der frühen 1930er Jahre brachten Funde der Spätbronze- und Frühneuzeit, aber



Mit uns und nicht gegen uns

Schatzgräber, die mit Metalldetektoren das Land durchkämmen, haben einen üblen Ruf. Zu Recht: Der Schaden, den private Gier auf Fundstellen anrichtet, ist enorm. Und er betrifft uns alle, denn das Kulturerbe ist letztlich Volksvermögen.

Es gibt aber nicht nur schwarze Schafe, sondern auch Privatleute, die seriös und mit Begeisterung archäologische Feldforschung betreiben, aus Interesse an der Geschichte ihrer Region. Seit einigen Jahren bietet die Archäologie Baselland solchen Leuten Hand. Sie dürfen ihr Hobby weiterhin betreiben, aber nach klaren Regeln und an Orten, die zuvor mit der Fachstelle abgestimmt wurden. Das wichtigste dabei: Jeder Fund ist sorgfältig zu dokumentieren und abzugeben. Nur so ist gewährleistet, dass keine Informationen verloren gehen.

Die Baselbieter Lösung der Raubgräberproblematik ist mittlerweile in vielen Kantonen anerkannt und kommt auch in der Öffentlichkeit gut an, wie die Reaktionen auf Zeitungsberichte sowie Radio- und Fernsehbeiträge von SRF und Telebasel zeigen. Auch die Bilanz der daraus resultierenden

wissenschaftlichen Erkenntnisse kann sich sehen lassen: um die hundert neue Fundmeldungen und weit über 1000 neue Objekte, vom Silexgerät bis zur Scheibenfibel. Und noch ein positiver Effekt ist zu vermelden: Je mehr Freiwillige im Dienste der Archäologie unterwegs sind, desto gefährlicher wird es für die Illegalen!

Kein Freipass für Schatzgräber! Die ehrenamtliche Zusammenarbeit mit der Archäologie Baselland erfolgt nach verbindlichen Regeln.



Gemeinsam in die Zukunft

Volles Haus am ersten
IMDAS-Nutzertreffen
der schweizerischen
Kantonsarchäologien
im Museum.BL

Wie eingangs erwähnt: Allianzen sind in Zeiten immer knapperer Ressourcen besonders wichtig. Dazu gehört im Falle der Forschung die Zusammenarbeit mit den Universitäten. In dieser Hinsicht besonders erfreulich ist ein neues Berner Dissertationsprojekt von Debora Cristina Tretola Martinez, das vom Schweizerischen Nationalfonds

finanziert wird. Ausgehend von den Grabungsbe-funden in Reinach-Mausacker wird die Entwick-lung der ländlichen Besiedlung von der späten Kelten- zur Römerzeit untersucht.

Eine speziell zukunfts-trächtige Kooperation wur-de im Berichtsjahr mit der Universität Basel und fünf Partnerkantonen vereinbart: die gemeinsame Betreuung, Bearbeitung und Erschliessung der rund 60000 menschlichen Skelette aus den Aus-grabungen der beteiligten Kantone – eines der grössten anthropologischen Archive Europas! Wer etwa bedenkt, wie wichtig gentechnische Unter-suchungen in der Humanmedizin geworden sind, ahnt, welch gewaltiges Potential in diesem histo-rischen Material steckt.

Immer mehr archäologische Fachstellen setzen in der Schweiz auf das in Baselland mitentwickelte Datenbanksystem IMDAS Pro. Am ersten ge-samtschweizerischen, von der Archäologie Basel-land einberufenen Nutzertreffen in Liestal wurde vereinbart, weitere Verbesserungen vermehrt ge-meinsam voranzutreiben.



Rochade, Abschied und ein Willkommen

Sarah Schäfer, die erst letztes Jahr ihre neue Stelle angetreten hat, konzentriert sich nach einer familiären Veränderung auf die wissenschaftliche Illustration. Der frei gewordene Bereich der Baustellenüberwachung wird neu von Simone Kiefer betreut, die in Basel Ur- und Frühgeschichte studiert hat und über ein Praktikum zur Archäologie Baselland gestossen ist.

Nach 15 Jahren als technische Assistentin bei den Ausgrabungen in Augst und 20 Jahren als Archivarin der Archäologie Baselland geht Barbara Rebmann in den wohlverdienten Ruhestand. Während dieser langen Zeit im Dienste der Boden- und Bauforschung hat sie sich ein enormes Wissen angeeignet. Kombiniert mit einem ausgezeichneten Gedächtnis führte dies dazu, dass man bei ihr oft schneller zu einer gewünschten Information kam als über eine Recherche in der Datenbank. Doch auch der technologische Wandel während ihrer Zeit war gewaltig: von der Schreibmaschine zur EDV, von der Mikrofiche zum Digitalarchiv, vom umständlichen DBase zum benutzerfreundlichen IMDAS Pro.

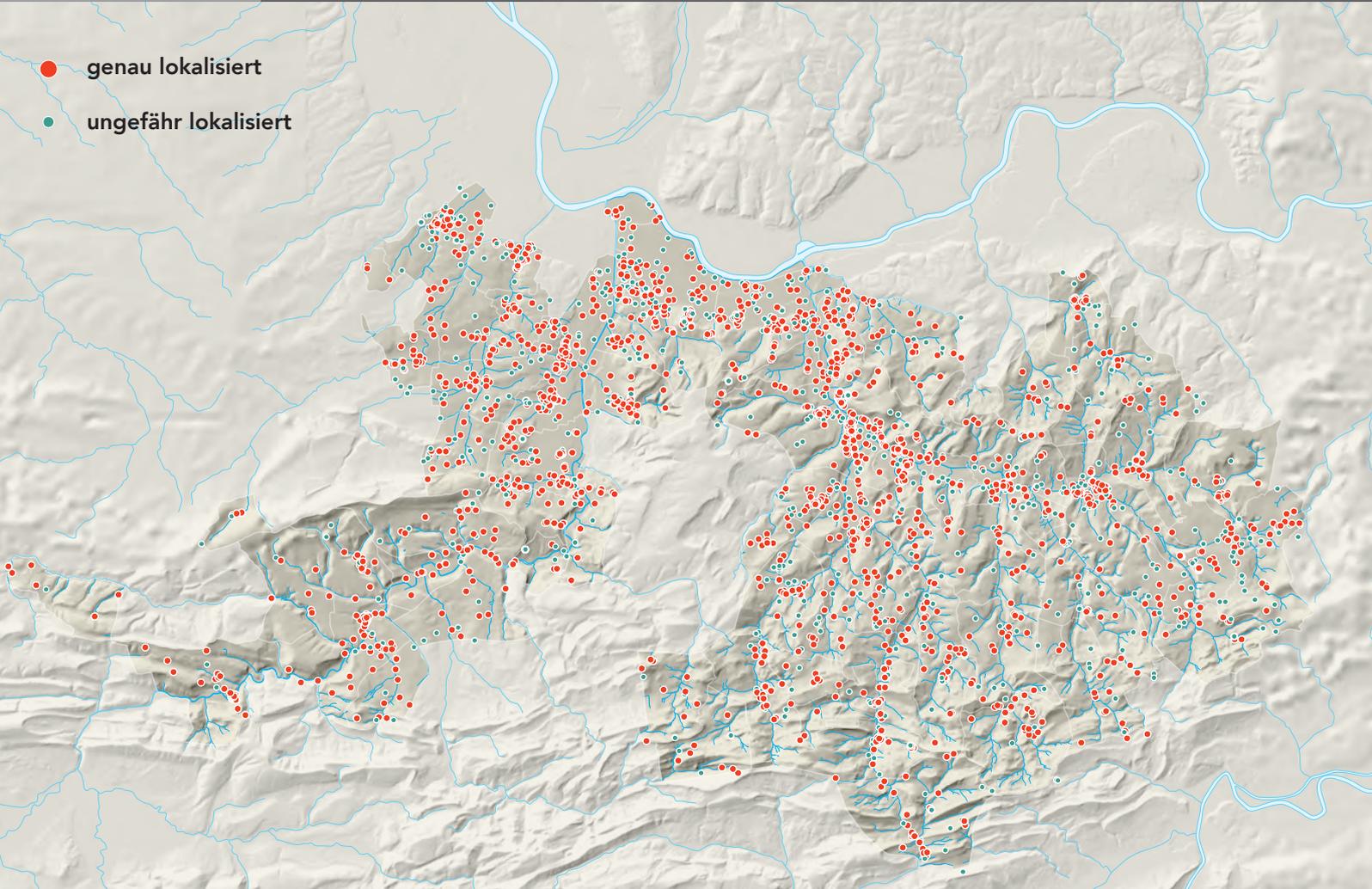
Wir danken Barbara Rebmann für ihren grossartigen Einsatz über all die Jahre. Ihre Nachfolgerin Tabea Molliné, die sich in der kurzen Zeit bereits ausgezeichnet in ihr neues Reich des Wissens eingearbeitet hat, heissen wir herzlich willkommen.

Reto Marti

«Veteranentreffen» am Jahresessen: Barbara Rebmann (links) mit Marcel Eckling und Tina Favazza. Barbaras gravet Lachs bleibt unvergessen!



- genau lokalisiert
- ungefähr lokalisiert



Fundstellen und Schutzzonen

Zum Ende des Jahres 2014 enthielt die Fundstellendatenbank 3617 Dossiers – ein Zuwachs von 94 Einträgen. 75 Akten betreffen neue Fundstellen, der Rest wurde aus bereits vorhandenen separiert. In 26 Fällen kamen neue Informationen zu bereits eröffneten Dossiers. Insgesamt wurden 2014 also 120 Dossiers bearbeitet. Die Mehrzahl der neuen Fundstellen wurde durch gezielte Prospektionen entdeckt. Dies geschah sowohl durch ehrenamtliche Mitarbeiter und die Luftbildprospektion als auch durch die Überwachung von Tiefbauarbeiten. Aber auch geplante Ausgrabungen und Bauuntersuchungen trugen zum Zuwachs bei.

Zeitlich wurde wiederum das gesamte Spektrum erfasst, wobei in verschiedenen Fundstellen mehrere Epochen bezeugt sind. Der grösste Teil betraf neuzeitliche Befunde (50), gefolgt von hoch- und spätmittelalterlichen (17), römerzeitlichen (16), prähistorischen (10) und frühmittelalterlichen (4). Hinzu kommen eine geologische Grabung sowie 28 Fundstellen mit unklarer Zeitstellung. Auch die Art der Fundstellen ist vielfältig. Erwähnt seien die erhaltene Oberfläche mit Resten einer Wiese unter den Ablagerungen des Erdbebens von Onoldswil aus dem Jahr 1295, zahlreiche Siedlungs- und Baubefunde, einige Bestattungen sowie Reste gewerblicher Anlagen, darunter der Bauschutt eines abgebrochenen neuzeitlichen Ziegelofens in Laufen.

Allen Bauherren, Architekten und Bauleuten, aber auch den zahlreichen engagierten Sammlern und Forschern, die im vergangenen Jahr wieder dazu beigetragen haben, das Wissen über die archäologischen und bauhistorischen Stätten unseres Kantons zu erweitern und das kulturelle Erbe zu bewahren, gebührt unser herzlicher Dank.

Michael Schmaedecke

<

Die Karte zeigt sämtliche bekannten archäologischen Fundstellen des Kantons Basel-Landschaft (ausserhalb der Römerstadt Augusta Raurica).

Baugesuchskontrolle

Überwachung eines
Baugrubenaushubs am
Brühlweg in Muttenz.
Hier kamen römische
Siedlungsreste zum
Vorschein.

Im Jahr 2014 wurden 2273 Baugesuche kontrolliert, fast hundert mehr als im Vorjahr. Wenn die Projekte innerhalb einer archäologischen Schutzzone oder im Bereich bekannter Fundstellen lagen und deshalb mit archäologischen Befunden zu rechnen war, wurde Einsprache erhoben. Dies war im vergangenen Jahr 105 mal beziehungsweise

bei 4,6 % der Baugesuche der Fall, im Vorjahr 84. Nach der Zusicherung der Bauherrschaft und der Projektverantwortlichen, die Archäologie Basel-Land rechtzeitig vor Beginn der Bauarbeiten zu informieren und ihr ausreichend Zeit zur Dokumentation eventuell zutage tretender archäologischer oder bauhistorischer Befunde zur Verfügung zu stellen, wurden die Einsprachen zurückgezogen, was bei 94% der Projekte der Fall war. Bei den restlichen 6% haben sich die Planungsabläufe verzögert, so dass die Rückzüge später erfolgen werden.

Im Berichtsjahr wurden 103 Baustellen archäologisch überwacht (2013: 65). Bei 39 handelte es sich um Baugesuche aus dem laufenden Jahr, bei den restlichen um solche aus den Vorjahren. In 20 Fällen wurden archäologische Befunde ohne Bauverzögerungen während des Aushubs dokumentiert. Acht davon erfolgten wegen Baueinsprachen im Jahr 2014, die weiteren aufgrund von Einsprachen der Jahre 2013 (9), 2012 (3) und 2011 (1). In Reinach fand eine geplante längerfristige Grabung statt (vgl. Kapitel «Grabungen und



Bauuntersuchungen»)). Zusätzlich wurden 15 Bauuntersuchungen durchgeführt: drei als Folge von Einsparungen des laufenden Jahres, drei wegen solchen aus den Vorjahren. Neun Untersuchungen in historischen Gebäuden erfolgten nach frühzeitigen Absprachen mit der Bauherrschaft, ohne dass eine Einsprache erforderlich war.

Die Untersuchungen erfolgten im Allgemeinen parallel zu den Bauarbeiten, in einzelnen Fällen auch vor dem eigentlichen Beginn. Dank genauer Absprachen und einem guten Zusammenspiel zwischen den beteiligten Firmen und der Archäologie Baselland war es möglich, die archäologischen Dokumentationen ganz ohne oder in Einzelfällen mit nur sehr geringen Bauverzögerungen durchzuführen.

Auch wenn die Zusammenarbeit insgesamt in gutem gegenseitigem Einvernehmen verlief, gab es auch in diesem Jahr wieder einzelne Fälle, in denen sich die Bauherrschaft nicht an die Vorgaben hielt und in archäologisch sensiblen Gebieten ohne Meldung und unbewilligt Bodeneingriffe

vornahm. Dabei wurden möglicherweise archäologische Quellen zerstört. Als Verstösse gegen das Raumplanungs- und Baugesetz wurden diese Vergehen bei der Staatsanwaltschaft zur Anzeige gebracht.

Bericht: Simone Kiefer

Während eines Aushubs an der Delsbergerstrasse in Laufen wurde ein Mühlenkanal dokumentiert.



Stellungnahmen

Die neue Verantwortliche für die Baustellenüberwachung, Simone Kiefer, kontrolliert den Aushub der Grossbaustelle Coop in Pratteln.

Im Berichtsjahr wurden 21 Stellungnahmen zu raumplanerischen Massnahmen verfasst. 14 Fälle sind Gutachten zu Zonenplanungen, weitere wurden für die Sanierung der Autobahn A2 im Bereich Sissach/Eptingen, den Waldentwicklungsplan Liestal und Umgebung, eine Meliora-

tion in Oberwil sowie für das Entwicklungskonzept Landwirtschaft und Landschaft der Gemeinde Eptingen abgegeben.

In den Gutachten wurden diejenigen Bereiche als Schutzzonen ausgewiesen, in denen archäologische Reste bekannt oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten sind. Innerhalb dieser Zonen kann die bisherige Nutzung vollumfänglich fortgeführt werden. Ihre Ausweisung bringt für die Eigentümerinnen und Eigentümer also keine Nutzungseinschränkung. Bei einer Nutzungsänderung, etwa im Falle einer Überbauung, ist eine Bewilligung der Archäologie Baselland erforderlich. Diese erfolgt, nachdem die Fachstelle abgeklärt hat, ob auf der Parzelle archäologische oder bauhistorische Befunde vorhanden sind, und sie diese gegebenenfalls dokumentiert hat.

Bislang wurden die archäologischen Schutzzonen in den Zonenplänen der Gemeinden im rechtsverbindlichen Teil aufgeführt. Potentielle Bauherinnen und Bauherren hatten so die Möglichkeit, sich frühzeitig darüber zu informieren, ob



ihr Projekt von Auflagen seitens der Archäologie betroffen ist. Dies ermöglichte ihnen, frühzeitig mit der Fachstelle Kontakt aufzunehmen, um das Vorgehen gemeinsam abzusprechen. Dank diesem bewährten Verfahren entstanden keine oder kaum Verzögerungen für die Bauherrschaft. Nun hat eine Gemeinde gegen die Verpflichtung, die archäologischen Schutzzonen in der Zonenplanung auszuweisen, vor dem Verwaltungsgericht Anklage erhoben und mit dem Verweis auf die Autonomie der Gemeinden bei der Ausgestaltung der Nutzungspläne Recht erhalten. Seither verfahren die Gemeinden unterschiedlich: Einige weisen die Zonen wie bisher aus, einige weisen sie nur auf dem Plan aus, machen aber keine Angaben zur Bedeutung des Eintrags und andere erwähnen sie gar nicht. Aus unserer Sicht erweisen die Gemeinden, die diese Angaben nicht in ihre Zonenplanung aufnehmen, ihren Bürgerinnen und Bürgern einen Bärendienst. Sie enthalten ihnen damit wichtige Informationen über die Zonen und die damit verbundenen Auflagen vor, so dass diese oft erst während des Baubewilligungsverfahrens Kenntnis davon erhalten. Es gibt allerdings noch eine an-

dere Möglichkeit, sich frühzeitig zu informieren: Sämtliche archäologischen Schutzzonen des Kantons sind auf dem öffentlichen Portal des Kantons Basel-Landschaft einsehbar: <http://geoview.bl.ch>.

Bericht: Michael Schmaedecke

Wer findet sie? Simone Kiefer dokumentiert an der Delsbergerstrasse in Laufen die Reste einer frühneuzeitlichen Ziegelei.



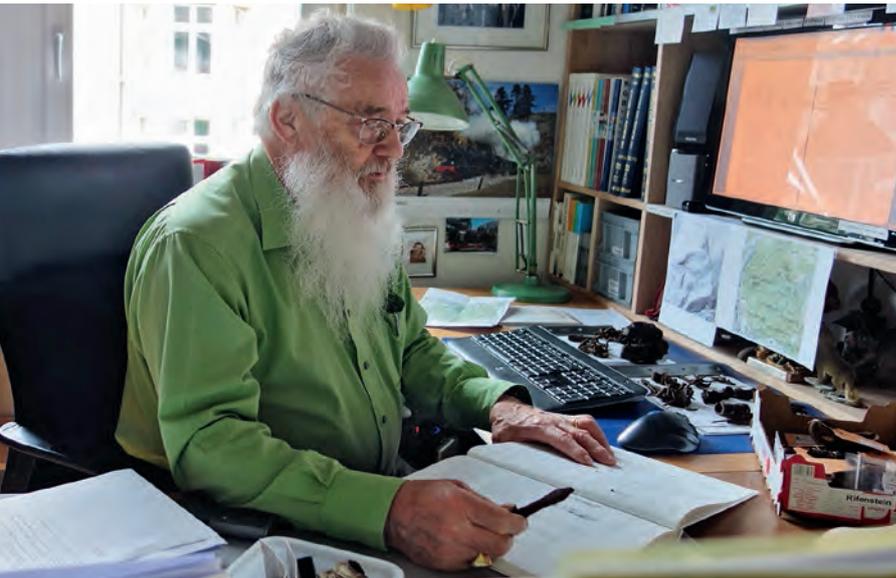
Bruno Jagher – der geborene AAA-Archäologe

Bruno Jagher bei der sorgfältigen Dokumentation seiner Funde im Büro.

Grosse Geschichten beginnen oft mit einem Anruf. Nachdem die Archäologie Baselland im Februar 2014 zum ersten Späher-Treffen eingeladen hatte, klingelte einige Tage später beim Schreibenden das Telefon. Am anderen Ende war Bruno Jagher, seit 15 Jahren ehrenamtlicher Mitarbeiter

und Entdecker zahlreicher steinzeitlicher Fundstellen. Er bedankte sich für die Einladung, machte aber gleichzeitig klar, dass er nicht kommen könne, bevor er uns nicht seine «Jugendsünden» offengelegt habe. Schon von anderen Spähern waren wir uns gewohnt, dass die Lieblingsstücke oft erst nach einer gewissen Zeit aufgedeckt werden und so gewährte ich gerne ein vorgängiges Treffen. Was Bruno Jagher aber vorbeibrachte, verschlug uns die Sprache. Doch davon weiter unten mehr.

Bruno Jagher wurde 1948 in eine – gemäss Eigenaussage – «Schwarzgräberfamilie» hineingebo- ren. Sein Vater Anton Jagher, seine Mutter Ruth Jagher-Weber und sein Onkel, der 2014 verstor- bene Erwin Jagher waren archäologiebegeistert und suchten hauptsächlich im Birstal nach Spuren der Vergangenheit. Dabei gruben sie auch illegal in einigen bekannten Abris wie zum Beispiel in Liesberg, und sie entdeckten die steinzeitliche Freilandsiedlung Rütihard bei Muttenz. Die Laienarchäologen-Szene der 1950er-Jahre mied nicht



nur die (halb-)staatlichen Fachleute – Kantonsarchäologien im heutigen Sinne gab es damals noch nicht –, sondern misstraute sich auch gegenseitig. Ja, sie führten einander sogar hinters Licht und versuchten den anderen dazwischen zu funken. In diesem aus heutiger Sicht etwas skurrilen Umfeld erlernte Bruno Jagher die Prospektionstechnik von seinem Vater. Im Alter von 12 Jahren begann er auf eigene Faust zu suchen. Er beging Ruinen in der Umgebung und wollte neue Freilandsiedlungen entdecken, was ihm in der Folge – teils gemeinsam mit anderen Freizeitarchäologen – auch gelang.

Als Bruno Jagher 16 war, weitete die Familie ihre Leidenschaft nach Südfrankreich aus. Die Dordogne war nun ihre bevorzugte Feriendestination, wo sie während rund 25 Jahren mit Bewilligung des Landbesitzers (der auch Bürgermeister war), eine grosse steinzeitliche Freilandstation untersuchten und rund 1.2 Tonnen Silexartefakte bargen. Weiterhin waren sie jedoch auch in der

Schweiz tätig. 1999, lange nach dem Tod seines Vaters, entschloss sich Bruno Jagher, die steinzeitlichen Funde seiner Familie dem Kanton Basel-land abzutreten. Daraus entstand eine erfreuliche offizielle Zusammenarbeit mit Jürg Sedlmeier, die von Erfolg gekrönt war: So entdeckte Jagher

Eiserne Fussangeln und Pfeilspitzen unterschiedlichen Kalibers aus dem Umfeld der Ruine Pfeffingen.



Mesolithische Silexartefakte und neolithische Beilklingen aus Felsgestein (rechts), die Bruno Jagher in einer Freilandfundstelle im Birstal gefunden hat.

im Birstal mehrere mittel- und jungsteinzeitliche Freilandsiedlungen – etwas, das schon länger auf dem Wunschzettel der Archäologen stand.

Doch über all die Jahre nagte ein Geheimnis an Bruno Jagher. Denn bei der Archäologie Baselland wusste niemand, dass er nicht nur an der Ober-

fläche nach steinzeitlichen Artefakten suchte. Vor allem zwischen 1986 und 1999 war er auch mit dem Metallsuchgerät unterwegs. Das schlechte Gewissen holte ihn 2014 schliesslich ein und bewog ihn im Vorfeld des Spähertreffens zu einem «Canossagang», wie er es nennt: Zahlreiche Kisten, Schachteln und Säcke brachte er an jenem Mittwochmorgen nach Liestal und beinahe mit jedem Stück, dass er hervorholte, wurden unsere Augen grösser und grösser. Zu den Highlights der Sammlung Jagher gehören sicherlich die mehr als hundert Geschosspitzen, die er in der Umgebung der Ruine Pfeffingen ausgegraben hat, darunter Typen, die bislang in unserer Region noch völlig unbekannt waren. Jagher legte Stücke von bislang unentdeckten Fundstellen vor oder solche, die zeigten, dass bekannte Fundorte länger beziehungsweise früher begangen waren als bislang angenommen, zum Beispiel im Fall der Harzfluh bei Bennwil, wo er bronzezeitliche Objekte und spätkeltische Münzen fand.



Dem Fass den Boden schlug aber eine Entdeckung oberhalb von Liedertswil aus. Hier auf der Mörli-
fluh hatte Bruno Jagher eine Burg gefunden, die
bislang weder von schriftlichen Quellen noch
durch archäologische Prospektionen bekannt war
(siehe «Grabungen und Bauuntersuchungen») –
und das in einer der burgenreichsten Gegenden
Europas mit einer langen Forschungstradition!

Bruno Jagher als Laien zu bezeichnen, wäre stark
untertrieben. Vielmehr möchte ich ihn zur Kate-
gorie der AAA-Archäologen schlagen – ein For-
scher mit Angewandter, Autodidaktischer Aus-
bildung. Sein Wissen ist so weitreichend wie sein
Instinkt für neue Fundstellen. Seine Ausbildung
als Biologie-Laborant mit ausführlicher Material-
kunde führte ausserdem dazu, dass die Funde in
sehr gutem Zustand konserviert wurden. Seit er
sich legalisiert hat, kommt auch die Metallsonde
wieder vermehrt zum Einsatz, was uns im letzten
Jahr weitere überraschende Objekte beschert hat.
Doch noch immer – so erzählte uns Bruno Jagher

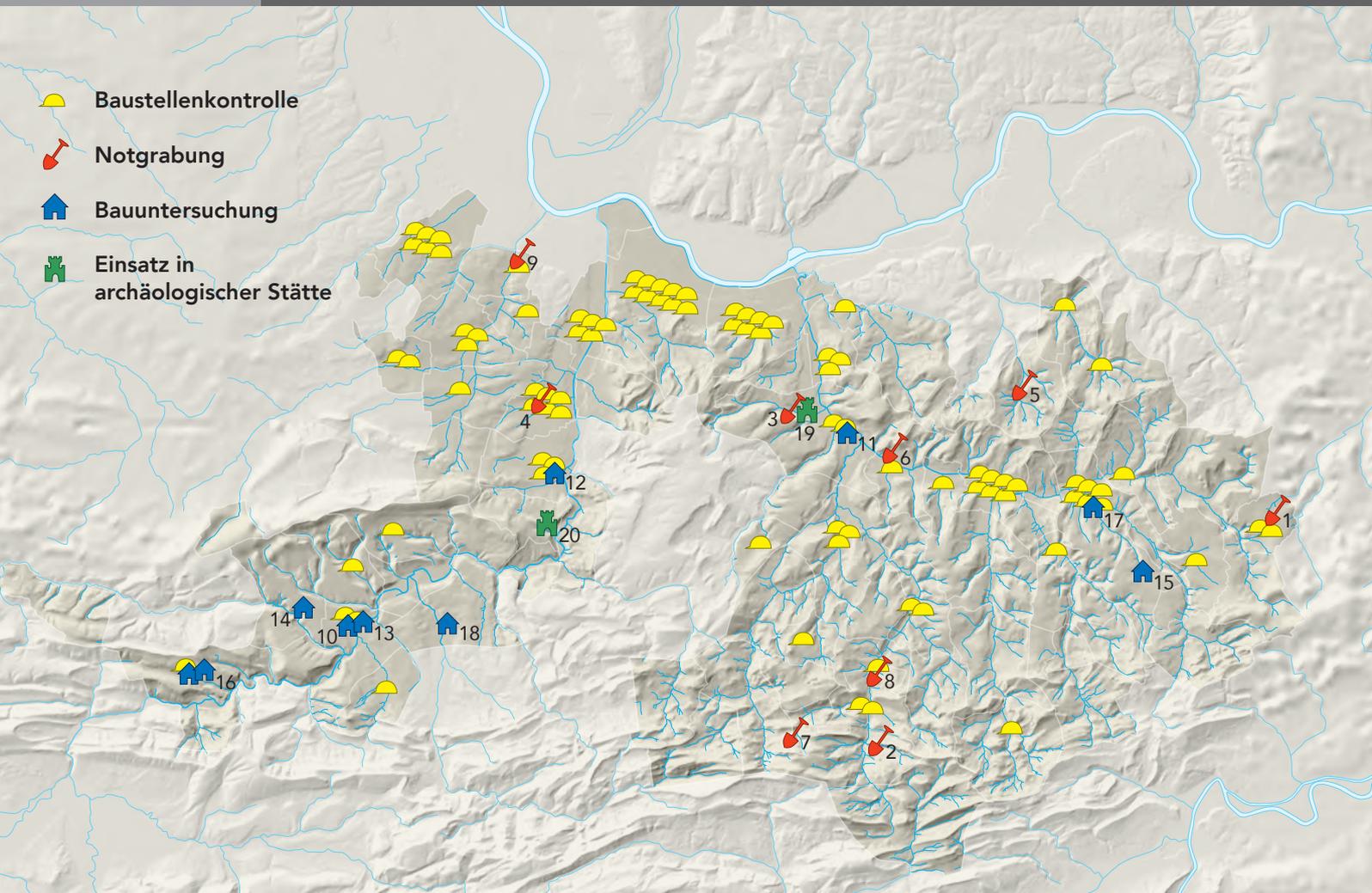
beim letzten Treffen – schaue er beim Bergen der
Funde öfters über die Schulter, aus der alten Angst,
bei etwas Illegalem erlappt zu werden ...

Bericht: Andreas Fischer, mit Dank an Bruno Jag-
her für die Informationen

Bronzezeitliche Funde
von der Harzfluh,
Bennwil. Länge des
Messers 17,5 cm.



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Die ältesten im Berichtsjahr freigelegten Befunde sind rund 166 Millionen Jahre alt. Selbstverständlich gab es damals noch keine Menschen, und deshalb gehört dieser Fall – die Fossilienfundstelle in Anwil – genau genommen gar nicht in die Domäne der Archäologie. Als Teil von Archäologie und Museum Baselland hingegen ist es sehr wohl unsere Aufgabe, auch die erdgeschichtlichen Schätze der Region zu betreuen, zumal der Kanton seit vielen Jahren über keinen eigenen Geologen mehr verfügt.

Das restliche Volumen an Grabungen und Bauuntersuchungen entspricht etwa dem langjährigen Schnitt. Das zeitliche Spektrum reicht von einigen Neufunden der späten Kelten- und Römerzeit bis zu den mannigfaltigen Siedlungszeugnissen vom frühen Mittelalter bis in die Neuzeit. Mit rund 1800 Quadratmetern waren die Untersuchungen im mittelalterlichen Reinach am umfangreichsten und entsprechend ergiebig. Dass Grösse der Grabungsfläche und Erkenntnisgewinn jedoch nicht immer korrelieren müssen, zeigen die neuen Untersuchungen in der römisch-mittelalterlichen Siedlung Lausen-Bettenach. Die dort freigelegten Reste eines frühen Kachelofens aus dem 10. Jahrhundert sind einmalig und werden die Fachwelt noch lange beschäftigen.

Allen Bauherrschaften, Architekten, Bauführern und helfenden Händen sei für ihre tolle Unterstützung und ihr Verständnis für unsere Arbeit im Dienste der Öffentlichkeit gedankt. Dank gebührt einmal mehr auch meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihren grossen Einsatz.

Reto Marti

<

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2014 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Anwil, Ächtelmatt (Geologie)
- 2 Waldenburg, Gerstelfluh (Urgeschichte, Römerzeit, Mittelalter)
- 3 Liestal, Ostenbergstrasse 9/11 (Urgeschichte, Mittelalter)
- 4 Reinach, Brunnegasse (Frühmittelalter)
- 5 Wintersingen, Hauptstrasse 39 (Frühmittelalter)
- 6 Lausen, Gartenweg 6 (Früh-, Hochmittelalter)
- 7 Liedertswil, Mörlifluh (Hochmittelalter)
- 8 Niederdorf, Dorfgasse (Spätmittelalter)
- 9 Binningen, St. Margarethen (Mittelalter, Neuzeit, Moderne)

Bauuntersuchungen

- 10 Laufen, Delsbergerstrasse 52
- 11 Liestal, Rathausstrasse 5
- 12 Aesch, am Hübeli
- 13 Laufen, Bauerngasse 17
- 14 Röschenz, Oberdorfstrasse 21
- 15 Rünenberg, Gasthaus Löwen
- 16 Liesberg, Schulgasse 2 und 10
- 17 Gelterkinden, Rünenbergstrasse
- 18 Brislach, Holzgasse

Einsätze in archäologischen Stätten

- 19 Liestal, Munzach
- 20 Pfeffingen, Burg

Baustellenkontrollen

Aesch: Andlauweg, Gartenstrasse 11, Klusstrasse 55a
Allschwil: Baselmattweg 62, Baslerstrasse 159, Binningerstrasse/Lettenweg, Hegenheimerstrasse/Römerweg, Hintere Allme, Pestalozzigässlein
Anwil: Laufrainweg 187, Weierraimet
Arboldswil: Höchiweg
Biel-Benken: Bim Häxestöckli, Langgartenstrasse 10
Binningen: Kirche St. Margarethen
Blauen: Steigenweg 7
Bottmingen: Spitzackerweg 69
Bubendorf: Bündtenstrasse, Krummackerstrasse, Wildensteinerstrasse 25
Buus: Rickenbacherstrasse/Eckrainweg
Diepflingen: Beckenmatt
Dittingen: Hübelweg 11
Eptingen: Oberdorfstrasse
Ettingen: Eschbach
Füllinsdorf: Bodenackerstrasse, Hauptstrasse 51, Oberer Rainweg 20

Gelterkinden: Auf der Staffelen, Ebnetweg, Höldeliweg 35, Ischlagweg, Zelgwasserweg/Höldeliweg, Zilweg 2
Giebenach: Moosmattstrasse
Hölstein: Ahornweg (2×)
Itingen: Kreuzenstrasse
Laufen: Delsbergerstrasse (2×)
Lausen: Dellenbodenweg
Liesberg: Liesbergerstrasse
Liestal: Ostenbergstrasse 9 - 11, Wetterchrüzstrasse 5
Lupsingen: Im Jägeracker
Maisprach: Klostergasse
Münchenstein: Im Kaspar, Klusstrasse, Lehengasse 24, Merkurstrasse, Oslostrasse
Muttenz: Brühlweg 63, Brühlweg 65, Fulenbachweg (2×), Hofackerstrasse, Obere Hard, Reichensteinerstrasse, Tramstrasse, Wachtelweg 9, Weiherstrasse 23
Niederdorf: Dorfgasse

Oberdorf: Thommetenweg 4, Uli Schadweg
Oberwil: Föhrenstrasse, Rütimattstrasse 21, Rüttackerweg 56
Ormalingen: Hauptstrasse 149
Pratteln: Grosswärmeverbund, Im Wannenboden, Netzibodenstrasse, Rheinstrasse 75, Coop LoBos (2×), Sodacker
Reinach: Bruderholzstrasse, Brunnegasse, Ortszentrum, Römerstrasse 40a, Therwilerstrasse, Unterer Rebbegweg
Sissach: Bützenenweg 77, Gerbegässlein 5, Gutshof Ebenrain, Hauptstrasse 108-110, Im Berg (2×), Reuslistrasse
Therwil: Blumenstrasse 4
Wahlen: Bifangweg
Wenslingen: Parzelle 553

Anwil, Aechtelmatt,
ein Zeitfenster der
Erdgeschichte. Die
fossilienreichen roten
Gesteinsschichten sind
rund 166 Millionen
Jahre alt.



Anwil, Ächtelmatt: dem Geheimnis eines Fossilien-Paradieses auf der Spur

Knochenarbeit im Namen der Wissenschaft: Ein Team von zwölf Geologen arbeitete im September 2014 in «Ammel» rund zwei Wochen lang an einem aufsehenerregenden paläontologischen Projekt. Ziel war die fossilienreiche sogenannte Anwil-Bank, eine unter Erdwissenschaftlern und Fossilienjägern weitherum bekannte Schicht aus dem oberen Dogger. Mit Hilfe der geborgenen Ammoniten sollte das Zeitfenster abgesteckt werden, in dem die einzelnen Schichten dieser Bank entstanden sind. Denn trotz verschiedener Grabungen ist ihre Ablagerung bisher wissenschaftlich ungenügend erforscht.

Die Oberfläche der rund 166 Millionen Jahre alten Anwil-Bank liegt auf der Aechtelmatt in einer Tiefe von etwa vier Metern. Mit Hilfe eines Baggers wurde auf dem Land von Bauer Hugo Gysin eine 7 × 3 m grosse Grube ausgehoben, um die Oberfläche dieser stark eisenhaltigen und daher roten Schicht freizulegen. Danach begann die Arbeit von Hand: Auf einer Fläche von zwölf Qua-

dratmetern trugen die Beteiligten, die sich jeweils ablösten, Gesteinsschicht um Gesteinsschicht mit Hammer und Meissel ab – eine enorm schweisstreibende Arbeit. Der Schutt wurde über eine Rampe hochgetragen und angehäuft. Um Plünderungen vorzubeugen, war das Grabungsteam Tag und Nacht vor Ort.

Mit Meissel und Hammer werden die einzelnen Gesteinsschichten abgebaut. Abends war kein Besuch im Fitnessstudio mehr nötig ...



Grossandrang am Sonntag. Rund 600 Begeisterte lauschten den Führungen und durchwühlten den Aushub nach Versteinerungen (Ursula Menkveld).

Die hohen Erwartungen wurden mehr als erfüllt: Im etwa 70 Zentimeter dicken Schichtkomplex wimmelte es von Ammoniten und anderen Fossilien. Wichtig war bei der Bergung jedes Fossils und jeder Gesteinsprobe, dass sowohl die Orientierung in der Schicht als auch die Schichtzugehörigkeit festgehalten wurde, damit in der nachfol-

gend geplanten wissenschaftlichen Untersuchung alle nötigen Informationen vorliegen. Begleitet wurde der Abbau der einzelnen Schichten durch das Studium der Gesteinsabfolge, alles dokumentiert durch ausgiebige Fotoaufnahmen.

Rund neun Kubikmeter Material sind in der Zwischenzeit geborgen und in die Museen verfrachtet. Die Objekte werden nun sorgfältig ausgepackt und beschriftet, anschliessend gewaschen und aufwendig freipräpariert. Erst danach kann man sie bestimmen – eine Arbeit, die noch Monate dauern wird. Die eigentliche Auswertung der Grabung wird die Wissenschaftler wahrscheinlich noch Jahre beschäftigen.

Die Grabung ist ein Gemeinschaftsprojekt von Archäologie und Museum Baselland und den Naturhistorischen Museen von Bern und Basel. Die Institutionen erhielten je einen Drittel der Funde.

>

**Der Grabungsleiter
Bernhard Hostettler in
seinem Element ...**



Projekt- und Grabungsleitung lagen bei den Bernern. Auch für die nachfolgend geplanten Arbeiten am Anwil-Material, wie einer Sonderschau in Form einer Wanderausstellung sowie einer Publikation der Grabungsergebnisse, wollen die Institutionen weiter zusammenarbeiten. Landbesitzer Hugo Gysin und dem Swisslos-Fonds des Kantons

Basel-Landschaft, der einen namhaften Beitrag zur Finanzierung des Projektes leistete, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Bericht: Ursula Menkveld, Naturhistorisches Museum der Burgergemeinde Bern
September 2014

Auf dem im Labor präparierten Handstück sind verschiedene Ammoniten zu erkennen (Lisa Schäublin, NMBE).



Waldenburg, Gerstelfluh: auf der Spur einer besonderen Keltensiedlung

Waldenburg, Gerstelfluh. Ein besonderer Fund ist diese von Fritz Kölliker gefundene Henkelattasche. Höhe 6,2 cm.

Die Siedlungsstelle auf der Gerstelfluh oberhalb von Waldenburg wurde 1968 entdeckt und 1974 mittels ausgedehnter Sondagen des Seminars für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel untersucht. Die damals in drei Stationen unterteilten Fundstellen wurden in verschiedene Epochen von der Spätbronzezeit bis ins Mittelalter datiert.

Der Schwerpunkt lag dabei eindeutig auf der keltischen Epoche, der so genannten Spätlatènezeit.

Seither wurden der Archäologie Baselland immer wieder Lesefunde gemeldet, und es waren nachweislich auch einige illegale Sondengänger in diesem Gebiet unterwegs. Im Zuge der Bemühungen, diese in unsere Arbeit einzubinden, meldeten sich seit 2010 zwei Personen und gaben zahlreiche Metallobjekte ab. Aufgrund der offensichtlichen Gefährdung der abgelegenen Fundstelle sowie der Beobachtung, dass die Metallfunde sehr häufig nur wenige Zentimeter tief in der Humusschicht oder gar an der Oberfläche liegen und somit stark der Witterung und der Erosion ausgesetzt sind, beschloss die Archäologie Baselland, eigene systematische Metalldetektorsondierungen durchzuführen. Die über mehrere Monate verteilten Arbeiten erbrachten auf einer Fläche von rund 1500 Quadratmetern insgesamt über 600 Metallfunde.

Am häufigsten kamen dabei Hufnägel zum Vorschein, gefolgt von Bau- und Schuhnägeln. Unter den Funden, die von Privaten abgegeben wurden,



befanden sich erstaunliche Objekte. Erwähnenswert ist eine antropomorphe Bronzeattasche, die gemäss einer ersten Begutachtung durch Annetarie Kaufmann-Heinimann als Ringhalter an einem steilwandigen Bronzebecken fungierte. Eine genaue ikonographische Parallele ist bislang nicht bekannt. Vergleichbare Attaschen datieren vom späten 2. bis ins mittlere 3. Jahrhundert n.Chr. Ebenfalls aus römischer Zeit stammt die Imitation eines Antoninians von Tetricus I. (271–274; Bestimmung Markus Peter). Die beiden Objekte weisen auf eine Begehung des Ortes in römischer Zeit hin, was anhand der bisherigen Forschungen nicht zu erwarten war. Die weiteren Fundmünzen stammen allesamt aus der Spätlatènezeit. Als grosse Besonderheit ist ein Stater der Coriosolites zu erwähnen: ein Münztyp aus der Bretagne, von dem in der Schweiz bislang erst zwei Exemplare gefunden wurden (Bestimmung Michael Nick).

Die neuen Funde bestätigen die ausserordentliche Stellung dieser sehr exponierten Siedlung, deren Funktion noch nicht restlos geklärt ist. Bereits bei der Untersuchung der spätlatènezeitlichen Fund-

stellen im Jahr 2010 (vgl. Jahresbericht 2010) passte die Gerstelfluch in kein Raster. Eine Deutung als Höhenheiligtum ist aber weiterhin nicht abwegig.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

Bericht: Andreas Fischer und Jan von Wartburg

Oktober 2013 bis September 2014

Dieses natürlich entstandene Felsentor war wohl einer der Gründe, weshalb die Menschen den Ort immer wieder aufsuchten.



Liestal,
Ostenbergstrasse.
Übersichtsplan mit
der römischen Villa
Munzach (A) und den
Grabungsarealen im
Röserntal (B).



Liestal, Ostenbergstrasse 9/11: Rand der hochmittelalterlichen Gewerbesiedlung

Das Röserntal, rund 500 Meter westlich der römischen Villa und des späteren Dorfes Munzach, war bereits mehrfach Schauplatz von Ausgrabungen, zuletzt 2006. Auslöser für die Untersuchungen waren Tausende von Schlackestücken, die beim Bau der Ostenbergstrasse im Jahr 1990 völlig überraschend zum Vorschein gekommen

sind und Abfallprodukte eines Eisengewerbes darstellen. Die damalige Notgrabung förderte nebst Gruben und Pfosten Spuren einer ländlichen Siedlung denn auch eine Schmiedeeise, einen Ausheizherd sowie Überreste eines Rennofens aus dem 9.–12. Jahrhundert, also dem frühen und hohen Mittelalter, zu Tage.

**Grabung 1990,
Blick nach Westen:
Mit dem Bau der
Ostenbergstrasse
begannt die Quartier-
erschliessung im
Röserntal.**

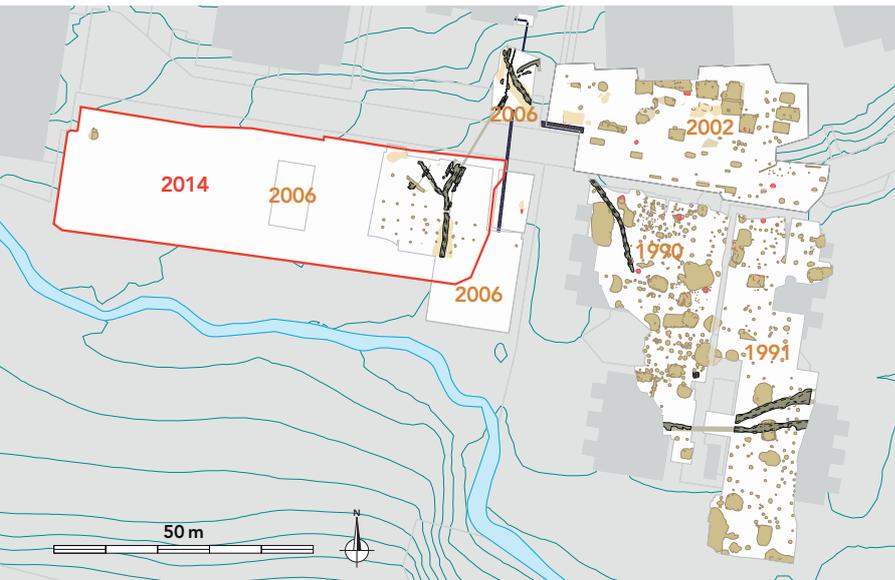


Die Lage der
verschiedenen
Grabungsfelder
im Röserental. Rot
hervorgehoben: 2014.

Rasch war klar, dass diese Befunde Teil einer grösseren Siedlung sein mussten. Im Jahr 1991 löste ein bevorstehendes Bauprojekt zwischen der Ostenbergstrasse und dem Röserenbach eine Grossgrabung aus, welche die Ausdehnung der Siedlung eindrücklich aufzeigte: Dutzende von Gruben, Hunderte von Pfostengruben sowie mehrere Ka-

näle wurden freigelegt. Wahrscheinlich leiteten letztere Wasser aus der nur wenig weiter nördlich oberhalb der Fundstelle gelegenen «Brüelmatten» in die Siedlung, denn dieser Flurname weist auf wasserreiche Wiesen hin. Neben der Eisenverhüttung und -verarbeitung sind auch Glas- und möglicherweise Buntmetallverarbeitung nachgewiesen. Im Röserental lag also eine eigentliche Gewerbesiedlung. Eine Urkunde aus dem 9. Jahrhundert legt nahe, dass sie durch das Kloster St. Gallen gegründet worden war.

Weitere Grabungen folgten in den Jahren 2002 und 2006 im Zuge der immer weiter fortschreitenden Überbauung des Areals um die Ostenbergstrasse. Im Frühjahr 2014 bot die bevorstehende Errichtung von zwei Mehrfamilienhäusern mit Einstellhalle vermutlich die letzte Chance, Teile dieser Gewerbesiedlung in einer grossen, zusammenhängenden Fläche zu untersuchen. Der Bauperimeter schloss unmittelbar westlich an die Grabung von 1991 an und überlagerte teilweise sogar jene von 2006. Dort hatte man aber bereits festgestellt, dass



die Funde und Befunde nach Westen hin ausdünnen. Während der Überwachung des Aushubs bestätigte sich dieser Eindruck. Mit Ausnahme von zwei kleinen undatierbaren Gruben am Westende der Fläche fanden sich keine Befunde mehr im Boden. Es ist daher anzunehmen, dass die maximale West-Ausdehnung der Handwerkersiedlung bereits 2006 erreicht worden ist.

Eine Überraschung hielt die Ausgrabung aber doch noch bereit: In einer Tiefe von rund 1,5 Metern wurden aus einer Schwemmschicht des Rösernbaches prähistorische Keramikfragmente geborgen. Bereits während der früheren Untersuchungen sind in den mittelalterlichen Horizonten auch einige bronze- und spätlatènezeitliche Objekte ans Licht gekommen. Die neuen, wesentlich tiefer gelegenen und noch nicht genau datierten Fundstücke hingegen wurden wohl bei einem Hochwasser hierher verlagert. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass sie ursprünglich aus der jungstein- oder bronzzeitlichen Siedlung am Bienenberg stammten, deren ungefähre Lage knapp

einen Kilometer nordwestlich der Fundstelle bislang jedoch erst durch einige Oberflächenfunde bekannt ist.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar und März 2014

Die prähistorischen Funde lagen im oberen Bereich des hellen Schwemmlahms, der von dunklerem Gehängelehm überdeckt wird.

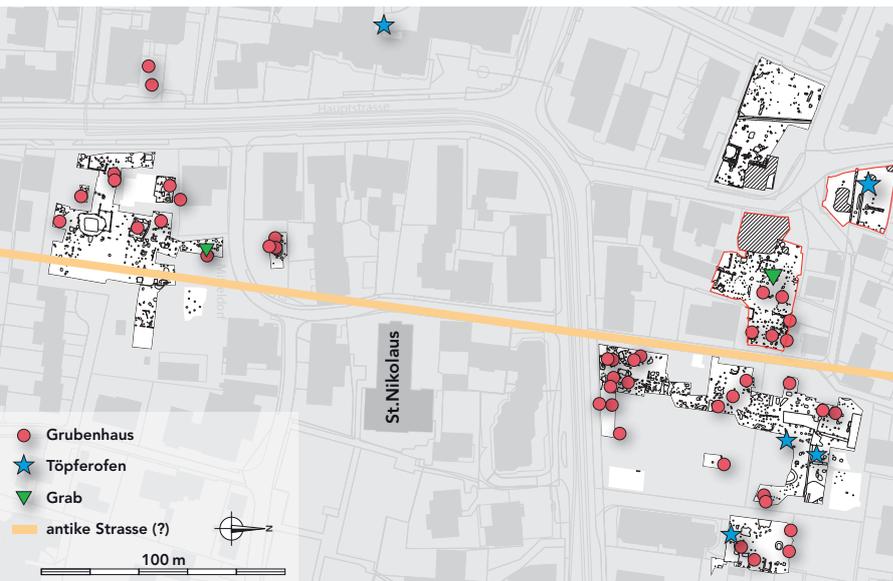


Reinach, Brunnngasse: Immigration im frühen Mittelalter

Reinach, Brunnngasse.
Die neu untersuchten
Areale (rot) liegen zwischen den Grabungen
Brunnngasse 2012 (oben)
und Gemeindezentrum
2001 (unten)

Seit 1989 war der Ortskern von Reinach wiederholt Schauplatz grossflächiger Notgrabungen. Sie zeigen, dass hier ab der Mitte des 6. Jahrhunderts kontinuierlich gesiedelt wurde. Das neu untersuchte Areal liegt nach heutigem Kenntnisstand am Nordrand der Siedlung zwischen den Grabungen Gemeindezentrum (2001) und Brunnngasse

(2012), wo jüngst der westliche Abschluss der früh- und hochmittelalterlichen Siedlung erfasst worden ist. Eine grosse Überbauung mitten in Reinach eröffnete der Archäologie Baselland nach 2012 erneut die Möglichkeit, die Kenntnisse zu einem der besterforschten früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsplätze der Region zu vertiefen.



Die im Zeitraum von Herbst und Winter 2014 während rund zweieinhalb Monaten auf über 1800 Quadratmetern durchgeführte Grossgrabung auf vormalig teilweise überbauten Parzellen erstreckte sich über zwei Areale: ein kleineres im Nordwesten und ein grösseres weiter südöstlich.

Die erwartete Abnahme der Besiedlungsdichte von Ost nach West wurde bestätigt: Speziell im nordwestlichen Grabungsareal fehlen mittelalterliche Siedlungsbefunde komplett. Dort zeigten sich generell nur wenige Bodeneingriffe. Am auffälligsten sind zwei Ost-West verlaufende Gräben, die anhand des in der Verfüllung enthaltenen Fundmaterials ins Mittelalter zu datieren sind.

Lotrecht zu ihnen stehen zwei weitere schmalere Gräben derselben Zeitstellung. Sie sind am ehesten als Drainagen oder als Spuren einer Parzellierung zu interpretieren.

Weiter westlich kamen die spärlichen Überreste eines frühmittelalterlichen Töpferofens ans Licht – der insgesamt fünfte in Reinach. Wie die meisten anderen bestand er aus einer runden Brennkammer mit einer mittigen Zungenmauer, auf der die Tenne aus Steinplatten auflag, einem Einfeuerungskanal und einer ovalen Arbeitsgrube, von der die Brennkammer beheizt wurde. Aufgrund der schlechten Erhaltung des Töpferofens waren nur noch die untersten Lagen im Boden erhalten. Auf dem Boden der Brennkammer fanden sich Sandsteine und dickwandige Keramikfragmente der sogenannten sandigen Drehscheibenware. Die Sandsteine stammen mit grosser Wahrscheinlichkeit von der Tenne, auf der das Brenngut gestapelt wurde.

Im südöstlichen Grabungsareal nimmt die Anzahl der mittelalterlichen Befunde wie erwartet

von Osten nach Westen leicht ab. Schon nach dem Voraushub zeichneten sich im hellen Birsschotter die dunklen Verfüllungen mittelalterlicher Grubenhäuser ab. Diese freistehenden, meist in Holz und Lehm errichteten Halbkeller nutzte man in erster Linie zum Weben. Nach ihrer Aufgabe wurden die offenen Gruben mit Siedlungsabfall

Das nordwestliche Areal mit den mittelalterlichen Gräben. In der Nähe des Baggers wird der frühmittelalterliche Töpferofen untersucht.



Im hellen Birsschotter des südöstlichen Areals zeichnen sich dunkel die Grubenhausverfüllungen ab. Die Bestattung liegt unter dem kleinen Zelt.

und Erdreich aufgefüllt. Aus diesem Grund finden sich in den Erdschichten viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs: Fragmente von Keramikgeschirr, Tierknochen sowie Metall- und Beinobjekte. Aus den sechs Grubenhäusern, die von der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts bis um 800 datieren, wurde ein reiches Fundmaterial

geborgen. Auffällig waren mehrere Kämme und Kammfragmente sowie Geweihstücke mit Sägespuren, die von der Beinverarbeitung zeugen (vgl. Kap. «Konservierungslabor»). Aus einem Grubenhaus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts stammt ein kleines Tonsiegel, das vermutlich gezielt mit Hämatit eingefärbt worden ist – ein für diese Zeit äusserst seltener und bedeutender Fund! Ob die rote Färbung bereits den Rang des Siegelnden kennzeichnete, wie später im Mittelalter, wäre auf breiterer Basis zu prüfen. Ebenfalls nicht alltäglich ist der Fund einer kompletten Schmiedezeange aus derselben Grube.

Von besonderem Interesse ist das Fundmaterial der beiden ältesten Grubenhäuser. Wie schon in den frühen Befunden der benachbarten Grabung Gemeindezentrum (2001) fällt auch hier ein grosser Teil der Keramik komplett aus dem vertrauten Rahmen. Vor allem eine sehr grobwandige handgeformte, also nicht auf der Fusstöpferscheibe hergestellte Keramik wirkt in dieser Zeit in der Region völlig fremd. Zum Teil verweisen Ton und



Magerung auf eine Herkunft aus dem südlichen Elsass, in einigen Fällen sind aber auch entferntere Provenienzen zu vermuten, etwa im Falle einer feintonigen gerippten Schale. Die genaue Herkunft dieser Funde ist über weitere Expertisen und Materialanalysen aber noch näher zu untersuchen. In die Abklärungen sind unbedingt auch die

übrigen, derzeit noch nicht gesichteten Funde mit einzubeziehen. So zeigten die Untersuchungen der Tierknochenreste aus der Grabung Gemeindefeld, dass sich dieser «Input» im Fundmaterial auch an grösseren Schweinerassen abzeichnet, die sogar grösser waren als die Zuchtschweine der römischen Blütezeit!

Kleines Tonsiegel von 1,2 cm Durchmesser, mit Abdruck des Siegelrings (Tier in Perlkreis?) sowie verzierter Kamm aus Hirschgeweih im Fundzustand.



Grobe handgeformte Gefässe (links), eine germanische Rippenschale (oben rechts) und Knickwandtöpfe aus einem Grubenhaus des 6. Jahrhunderts.

Des Rätsels Lösung liefern zeitgleiche Friedhöfe aus der Umgebung: Offensichtlich kamen ab dem mittleren 6. Jahrhundert, also nach der Integration des Gebiets ins Frankenreich der Merowinger, Zuwanderer aus dem Oberrheintal in die Basler Region. Reich mit Waffen und Schmuck ausgestattete Gräber verraten dabei eine starke ger-

manische Komponente dieser Leute. Sie sorgten – wie das Beispiel Reinach zeigt – offensichtlich für einen kräftigen Aufschwung in der Besiedlung des offenen Landes. Hinter dem Schweineimport mögen besondere Vorlieben gestanden haben. Die anspruchslosen, für die Waldweide geeigneten Tiere waren in einer ersten Phase der Niederlassung und Urbarisierung jedoch auch ganz generell von Vorteil.

Nebst den Grubenhäusern wurden Dutzende von Pfostengruben entdeckt, die sich ebenfalls dunkel im hellen Schotter abzeichneten. Einige liessen sich zu ganzen Grundrissen ebenerdiger Holzbauten ergänzen. Der Fund einer frühmittelalterlichen Bestattung mitten im Siedlungsareal ist nur auf den ersten Blick eine Überraschung. Tatsächlich sind derartige «Hofgrablegen» im 7./8. Jahrhundert recht häufig. Man versucht sie damit zu erklären, dass man in der Zeit die alten Ortsgräberfelder allmählich aufgab und noch nicht alle Menschen im Friedhof bei der Kirche zur letzten Ruhe gebettet werden wollten. Beim bestatteten Individuum



handelt es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um einen Mann zwischen 18 und 25 Jahren. Die Lage des Toten verrät nichts Auffälliges: Er wurde auf dem Rücken bestattet, sein Kopf lag im Westen, mit Blick gegen die aufgehende Sonne im Osten. Beigaben sind keine vorhanden. Auffällig ist die geringe Tiefe des Grabes. Es lag lediglich 70 Zentimeter unter der heutigen Oberfläche.

Befunde aus vormittelalterlicher Zeit fehlen. Einzelne Fragmente römischer Baukeramik sind als Hinweis auf einen nahen, bisher aber noch nicht genauer gefassten römischen Gutshof zu werten. Aus der Neuzeit wurden nebst diversen Pfostenstellungen auch einige Gruben dokumentiert, die man in den damaligen Hinterhöfen an der Brunn-gasse ausgehoben hatte. In ihnen wurden Hausrat und Bauschutt entsorgt oder Schlachtabfälle und Tierkadaver verscharrt. Ein totes Rind wurde vor dem Zuschütten offenbar mit Kalk bedeckt. Diese Massnahme zur Desinfektion deutet darauf hin, dass das Tier an einer ansteckenden Krankheit gestorben war.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Reto Marti und Jan von Wartburg
Anthropologie: Viera Trancik, IAG Aesch
Materialanalyse des Siegels: Erwin Hildbrand,
Tiziana Lombardo, Schweizerisches National-
museum, Zürich
Oktober bis Dezember 2014

Die frühmittelalterliche Bestattung lag in geringer Tiefe und wurde beim Voraushub durch den Bagger teilweise zerstört.



Wintersingen, Hauptstrasse 39: viel Aufregung um ein altes Grab

Wintersingen,
Hauptstrasse 39.
Der «rätselhafte
Skelettfund» führte zu
einigem Rauschen im
Blätterwald.

Über das Osterwochenende sorgte ein Skelettfund in Wintersingen, der bei Aushubarbeiten im Gartenbereich einer Liegenschaft im Unterdorf ans Licht gekommen war, für viel Aufregung. Gleich mit mehreren Einsatzfahrzeugen rückte die Kantonspolizei aus, um den Tatort zu sichern. Auch der Kantonsarchäologe wurde aufgeboten, um den

Fund zu begutachten und die Freilegung zu unterstützen.

Beim Eintreffen der Fachleute steckten indes nur noch einige Teile des Skeletts im Boden. Beim Freipräparieren zeigte sich, dass die Person ziemlich exakt in West-Ost-Richtung, mit Blick gegen die aufgehende Sonne, beigesetzt worden war. Die Hände lagen offenbar seitlich am Becken. Spuren eines Grabeinbaus, der Kleidung oder von Beigaben waren im gut durchlüfteten, relativ lockeren Gehängeschutt nicht erhalten.

Dennoch deutete schon die reguläre Lage und der Zustand der Knochen an, dass der Tote voraussichtlich kein Fall für die Kriminalermittler sein würde. Die Untersuchung vor Ort zeigte vielmehr, dass in der Verfüllung des Grabes Fragmente eines weiteren Skeletts lagen, was auf einen Bestattungsort hinweist, der über längere Zeit benutzt wurde. Die sogleich angeordnete gerichtsmedizinische Untersuchung bekräftigte den Befund: Gemäss dem Institut für Rechtsmedizin der Universität Basel handelte es sich bei der bestatteten Person



um einen etwa 14–15-jährigen Jüngling, der nach dem Zustand der Knochen zu schliessen «mehrere Jahrzehnte, am ehesten sogar 100 Jahre oder mehr» im Erdreich gelegen haben dürfte.

Dieser Ansicht schliessen sich die Archäologen gerne an, auch wenn der Fund bisher noch nicht mittels C14-Analyse genauer datiert ist. West-Ost-Orientierung und Armlage weisen auf eine Bestattung aus dem früheren Mittelalter. Vermutlich gehörte die Bestattung zu einer sogenannten Hofgrablege – eine Sitte, die besonders im 7./8. Jahrhundert verbreitet war, als die alten Friedhöfe ausserhalb der Siedlungen allmählich aufgegeben und Begräbnisse bei den nun allerorten entstehenden Kirchen gängig wurden. Es scheint, dass einige Familien diese Mode nicht oder erst nach einigem Zögern übernommen haben und ihre Verstorbenen lieber bei ihrem Hof bestatteten. Vielleicht besteht mit der neuen Fundstelle sogar ein Zusammenhang mit dem im Unterdorf zu suchenden mittelalterlichen «Freihof», also einem Herrenhof, der in späterer Zeit im Besitz der Grafen von Thierstein erscheint.

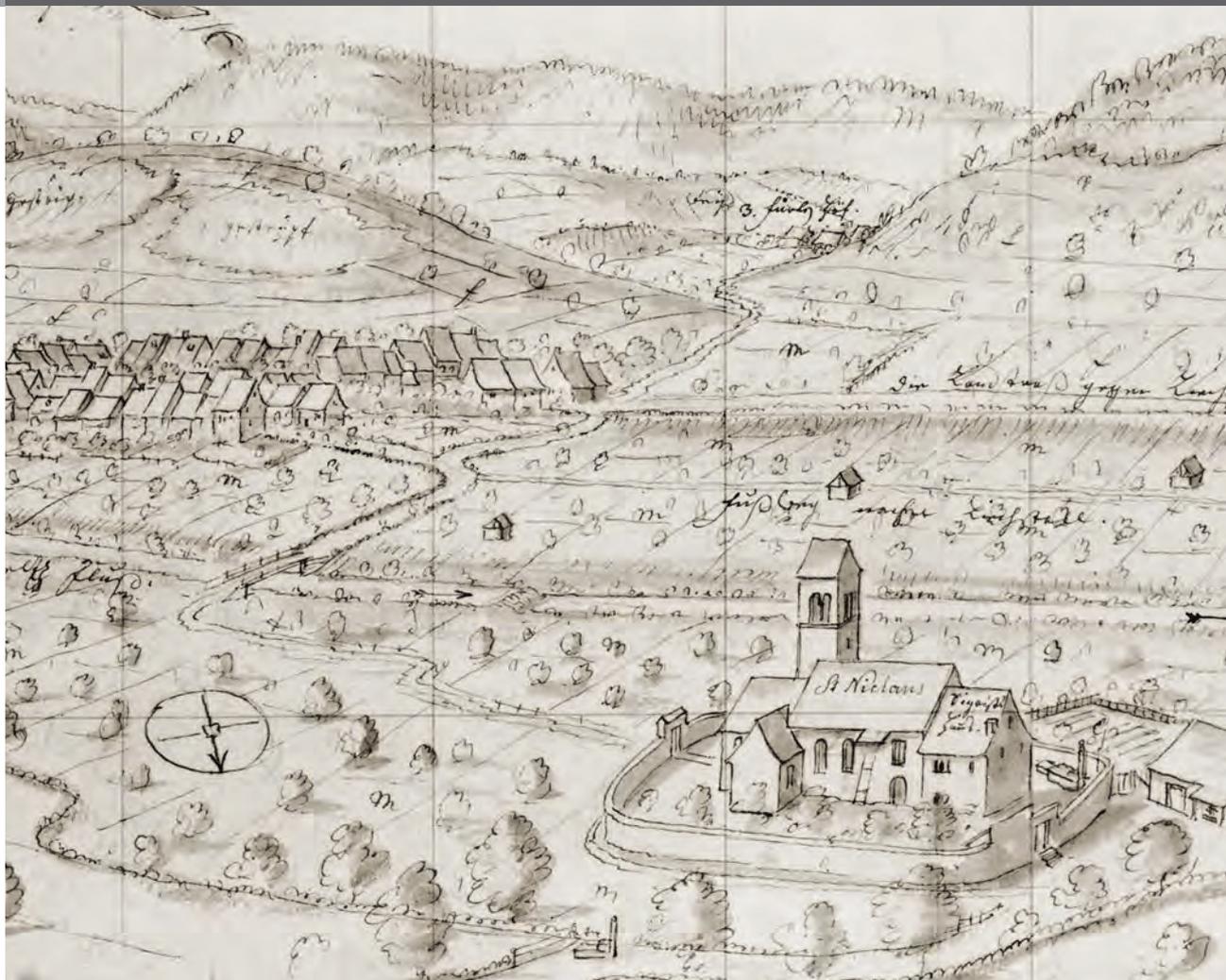
Wintersingen besass vermutlich schon seit dem 8. Jahrhundert eine eigene Kirche. Verschiedentlich wird in alten Quellen von Grabfunden aus der Umgebung berichtet, die sich derzeit jedoch weder genauer datieren noch lokalisieren lassen.

Bericht: Reto Marti

In der Skizze von Georg Friedrich Meyer von 1680 ist die Fundstelle rot markiert. Im Hintergrund rechts die Kirche (Staatsarchiv Baselland).



Lausen. Gartenweg 6.
Die Situation um
1752 mit der Kirche
St. Nikolaus inmitten
von Wiesen und dem
Dorf im Hintergrund.
Lavierte Federzeich-
nung von Emanuel
Büchel (Staatsarchiv
Basel-Stadt).



Lausen, Gartenweg 6: neue Erkenntnisse zum alten «Bettenach»

Die Lage der Kirche weit ausserhalb des Ortskerns von Lausen war lange Zeit ein Rätsel. Sagen und Legenden machten sogar den Teufel dafür verantwortlich. Erst mit dem Bauboom des 20. Jahrhunderts kam das Gotteshaus ins Dorf zu liegen. 1935 – beim Baugrubenaushub für eines dieser Häuser oberhalb der Kirche – stiess man auf die Fundamente eines offenbar römischen Gebäudes. Zudem kamen bei verschiedenen Gelegenheiten immer wieder mittelalterliche Funde zum Vorschein. Der Verdacht erhärtete sich, dass die Kirche ursprünglich eben doch mitten in einem Dorf gestanden hatte, das nach einem alten Flurnamen zu schliessen wohl «Bettenach» hiess. Wie die verwandten Orte mit entsprechender Namensendung auf -acum – Sissach, Munzach, Reinach, Dornach etc. – dürfte auch Bettenach gallorömischen Ursprungs sein.

Grabungen in der Kirche St. Nikolaus Anfang der 1970er-Jahre förderten Reste von Vorgängerbauten zu Tage, die bis ins 6. Jahrhundert zurück reichen. Eine spätere Grossgrabung in den Jahren 1985–1992 im Bereich des Friedhofs beseitigte die

letzten Zweifel: Bei Bettenach handelte es sich um ein abgegangenes Dorf mit Kirche. Die Siedlung entstand in der frühen Römerzeit im 1. Jahrhundert, wohl als Gutshof und Kopfstation der römischen Wasserleitung, die von der heutigen Gemeindegrenze zwischen Liestal und Lausen nach

Eine Mauerecke des – wohl römischen – Steinbaus, der 1935 im Hang oberhalb der neuen Fundstelle entdeckt wurde.



Die neue Grabung (rot) liegt am Hangfuss, im Bereich der bisher bekannten Fundstellen von 1935 (A), 1985–1992 (B) und 1970/71 (C, Kirche).

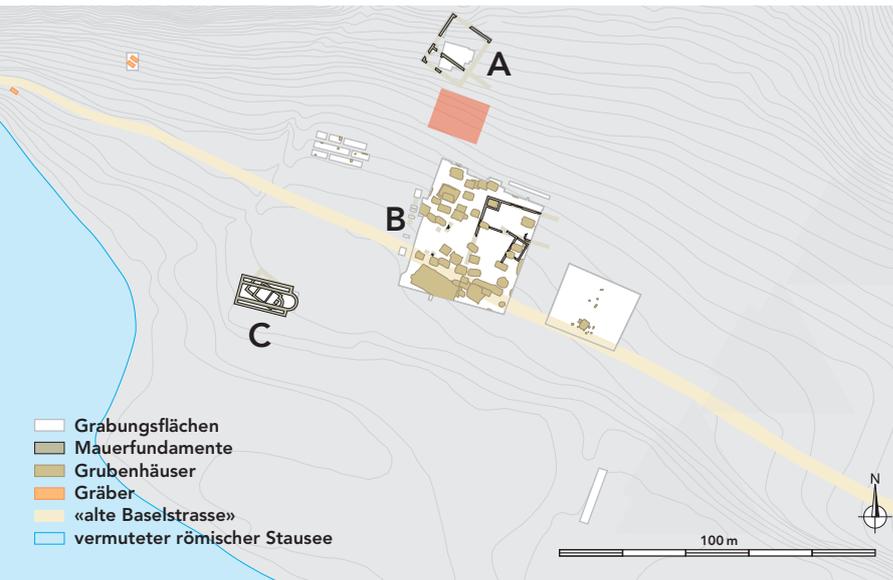
Augusta Raurica verlief und die Koloniestadt mit fliessendem Wasser versorgte. Vermutlich wurde die Ergolz hier zu diesem Zweck gestaut.

Im Frühmittelalter erwuchs aus dem Gutshof eine grössere Siedlung, vermutlich ein fränkischer Königshof. Bedeutende Funde – darunter Reste von

wertvollem Metallgeschirr und Gewandschliessen – sowie die Tatsache, dass der Ort rund 1200 Jahre kontinuierlich besiedelt blieb, machen Bettenach zu einem Modellfall der römisch-mittelalterlichen Archäologie, der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist.

Nachdem die letzte Grabung in Bettenach bereits 14 Jahre zurücklag, bot der bevorstehende Bau eines Einfamilienhauses am Gartenweg, am Hangfuss nördlich der Grossgrabung von 1985–1992 und unmittelbar unterhalb des 1935 entdeckten Gebäudes die Gelegenheit, eine zentrale Stelle der Siedlung unter die Lupe zu nehmen.

Die Notgrabung erfolgte vor dem Start des Bauprojekts. Dies bot ein genügend grosses Zeitfenster, um die Befunde sorgfältig dokumentieren zu können. Gleichzeitig kam es zu keinerlei Bauverzögerungen. Die zehn Wochen dauernden Untersuchungen haben unsere Kenntnisse zu dieser bedeutenden Fundstelle erheblich erweitert. Unter

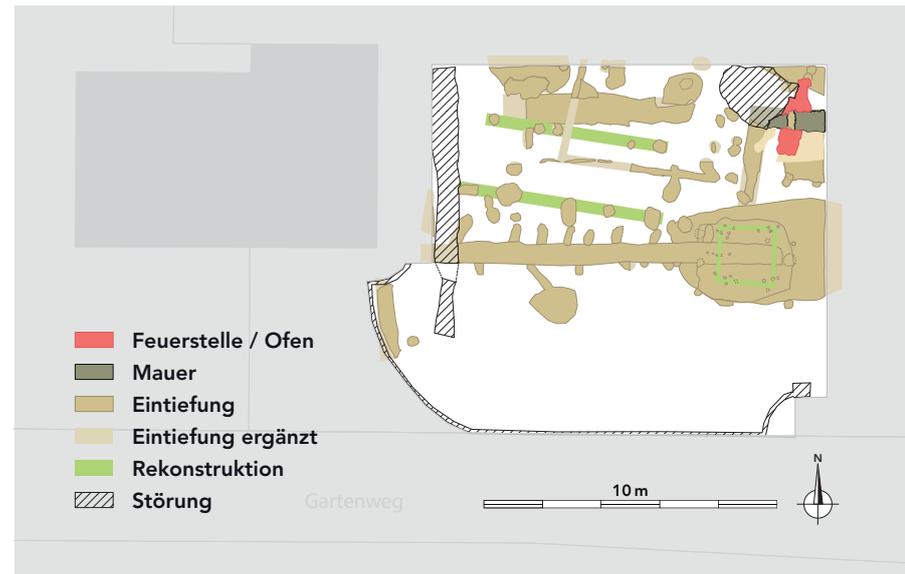


den Resten einer Terrassierung, die im 19. Jahrhundert vermutlich für den Rebbau angelegt wurde, kamen Dutzende von Pfostengruben, Schwellbalkengräben, vier Grubenhäuser und die Reste eines Steinbaus zum Vorschein.

Befunde aus der Römerzeit fanden sich keine, trotz der Nähe zum römischen Gebäude. Zahlreiche Fragmente von Bau- und Gefäßkeramik zeigen aber die römerzeitliche Nutzung des Areals deutlich an. Die vier Grubenhäuser, die wie gehabt als kleine freistehende Webkeller gedient haben dürften, wurden nach den Funden in der Verfüllung zu schliessen in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, um 600, im 9./10. Jahrhundert beziehungsweise um 1100 aufgegeben. Auf der Sohle eines Grubenhauses fand sich eine grünliche Lehmschicht, die auf hohe Konzentrationen von Fäkalien hinweist. Ob dort zeitweilig Haustiere gehalten wurden oder ob während des Verfüllvorgangs besonders viel Mist in der Grube entsorgt wurde, lässt sich nicht mehr ermitteln.

Die Pfostengruben und die Schwellbalken zeugen zumindest teilweise von ebenerdigen Holzbauten. Aufgrund der bescheidenen Grabungsfläche war keines dieser Gebäude in seiner gesamten Ausdehnung fassbar. Es ist jedoch gut möglich, dass sie an den ebenfalls erst ausschnittsweise bekannten Steinbau in der Nordostecke anschlossen.

Gesamtplan der Grabung. Auffällig ist das Fehlen von Befunden in der südlichen Grabungshälfte.



Die Verfüllungen der
Grubenhäuser zeichnen
sich im anstehenden
Kies deutlich ab.

Dieses frühmittelalterliche Gebäude – nunmehr bereits das dritte seiner Art – ist von grosser Bedeutung. Nach der Römerzeit und vor dem 13. Jahrhundert waren gemörtelte Steinbauten im ländlichen Raum ausserordentlich selten und einer sehr vermögenden Klientel vorbehalten. Lei-

der liess sich vom jüngst nachgewiesenen Beispiel bisher nur die nordwestliche Gebäudeecke fassen. Sie überlagert ein Grubenhaus des 9./10. Jahrhunderts und wird selber vom einem weiteren Grubenhaus der Zeit um 1100 durchschlagen. Diese Abfolge und die im Innern geborgenen Funde zeigen, dass der Steinbau im Laufe des 10. Jahrhunderts errichtet wurde. Er ist damit der jüngste der bisher vor Ort erfassten festen Bauten. Der älteste stammt vermutlich – wie der erste Sakralbau unter St. Nikolaus – noch aus dem 6. Jahrhundert, der mittlere gehört in die Zeit von 800–1000, also in die Karolingerzeit.

In den letzten erhaltenen Steinlagen des aufgehenden Mauerwerks zeichnete sich der Rest eines nachträglich durch die Mauer geschlagenen, brandgeröteten Kanals ab, der eine Feuerstelle innerhalb des Steinbaus mit dem Wohnraum eines mutmasslichen, direkt angrenzenden hölzernen Gebädetrakts verband. Letzterer, ganz am Grabungsrand gelegen, liess sich aufgrund der Situation und diverser Störungen archäologisch bisher nicht einwandfrei nachweisen. Westlich davon



zeugen gleich orientierte Schwellbalkengräben jedoch von weiteren Anbauten in Holz. Im Umfeld des brandgeröteten Kanals fanden sich auffällig viele Bruchstücke dicker tönerner Bodenplatten, wie sie in der Römerzeit für Hypokauste verwendet wurden. Fragmente mehrerer napfförmiger Keramikgefässe sind offensichtlich als Bruchstücke von Ofenkacheln zu interpretieren.

Die Situation deutet demnach auf einen Kachelofen hin, der vom steinernen Wohntrakt aus befeuert wurde und eine angrenzende Stube heizte. Der Ofen datiert gemäss Form und Machart der Keramik noch klar ins 10. Jahrhundert. Ähnliche Gefässfragmente waren bereits in Grubenhausverfüllungen der Grabungen 1985–1992 zum Vorschein gekommen.

Mit dem neuen Befund ist die Deutung dieser Gefässe nun klar. Er ist der älteste Nachgeweis für einen Hinterlader-Kachelofen der Region, und da der Kachelofen eine mittelalterliche Erfindung des Oberrheintals war, ist es derzeit sogar der älteste Befund dieser Art in ganz Europa!

Aus dem Umfeld des Steinbaus stammt auch der Beschlag einer kostbaren vergoldeten Buchschliesse einer Prunkhandschrift. Er zeigt, dass in Bettenach auch wertvolle Manuskripte lagerten. Die neue Grabung unterstreicht damit einmal mehr die ausserordentliche Bedeutung des Fundplatzes.

Ein in mehrerlei Hinsicht kostbarer Fund: teilweise freigelegter Beschlag einer vergoldeten Buchschliesse (vgl. Kap. «Konservierungslabor»).



Zivi Tobias Lüthi beim
Abbau der Verfüllung
eines mittelalterlichen
Grubenhauses.

In der Südhälfte des Grabungsareals kamen fast keine Befunde mehr zum Vorschein. Dies kann unterschiedliche Ursachen haben. Es ist möglich, dass im Mittelalter hier ein Weg durch die Siedlung führte, der eine Überbauung verhinderte. Da aber keine derartigen Hinweise gefunden wurden, bietet sich die zweite Möglichkeit als wahrschein-

lichere an: Zu einem unbestimmten Zeitpunkt nach der Aufgabe von Bettenach wurde das Gelände derart umgestaltet, dass die ursprünglich im Boden erhaltenen Befunde hier gekappt wurden. Dies könnte beispielsweise passieren, wenn eine natürliche Geländeterrasse beim Bau einer modernen Strasse abgebaut wird.



Die neue Grabung weist eine Befunddichte auf, die nur entstehen konnte, wenn ein Areal über mehrere Jahrhunderte permanent besiedelt wurde. Das an bester Lage am Hangfuss situierte Steingebäude mit dem frühen Kachelofen ist ein weiterer Hinweis auf die sehr vermögende Bewohnerschaft von Bettenach. Weitere Forschungen müssen zeigen, ob hier nicht – wie schon vermutet – gar ein Königshof vorliegt. Nach 1200 bricht die Besiedlung ab. Ab diesem Zeitpunkt finden sich bis zur Terrassierung des Geländes im 19. Jahrhundert keine weiteren Hinweise auf menschliche Tätigkeiten.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

Bericht: Reto Marti und Jan von Wartburg



links:

Die letzten Spuren der Heizanlage: im Vordergrund die Herdstelle, die über einen Feuerungskanal die Mauer in der Bildmitte quert. Im Hintergrund sind die erst teilweise abgebauten Reste des Ofens – Baukeramikstücke, verbrannter Lehm und Kachelfragmente – erkennbar.

rechts:

Kachelfragmente vom Ofen des 10. Jahrhunderts. Mindestens 13 Gefäße lassen sich unterscheiden. Da auch die gut erhaltenen höchstens zu einem Viertel überliefert sind, dürfte ihre ursprüngliche Zahl deutlich höher liegen. M 1 : 3.

Liedertswil, Mörliflüh.
Der Blick von der Flüh
nach Nordosten in
Richtung Liedertswil
(unten links) gewährt
eine prächtige
Aussicht.



Liedertswil, Mörliflüh: eine neue Burg im Baselbieter Burgenland

Eine direkte Folge aus der intensivierten Zusammenarbeit der Archäologie Baselland mit ehrenamtlichen «Spähern» ist die grosse Zahl von neuen Entdeckungen ausserhalb der Bau- und Siedlungsgebiete – Zonen, die im Tagesgeschäft der Notgrabungen und Bauuntersuchungen klar zu kurz kommen. Dabei werden nicht nur bekannte Fundstellen begangen und überwacht. Nicht selten stossen die Späher bei ihrer Feldforschung auch auf bisher völlig unbekannte Fundplätze.

Ein besonders spektakulärer Erfolg ist dabei Bruno Jagher gelungen. Über einem abgelegenen Seitental bei Liedertswil, auf einem hoch aufragenden Bergkamm tief im Faltenjura, stiess er auf Funde des hohen Mittelalters: unter anderem ein paar Pfeileisen und einen Reitsporn. Der Sporn verweist ins 10. oder frühere 11. Jahrhundert. Die massiven Varianten der Pfeilspitzen gehören eher ins 12. Jahrhundert, der Sporn im Besonderen, vermutlich aber auch die Waffen zudem in ein adliges Milieu. Der Verdacht lag deshalb nahe, dass Bruno Jagher eine neue frühe Adelsburg entdeckt hatte.

Eine Begehung des Ortes offenbarte dann tatsächlich deutliche Indizien für eine frühe Burganlage. Die Fundstelle liegt auf 890 Metern Höhe am Ende eines schmalen Felsgrats, der nach Osten in die Mörliflüh abbricht. Es ist damit die höchstgelegene Burg des Baselbiets! Etwa 45 Meter weiter westlich zeigt der Bergrücken einen künstlichen

Der eiserne Reitsporn und die Pfeilspitzen lassen auf eine Adelsburg des hohen Mittelalters schliessen.



Einschnitt in Form eines Halsgrabens. Im Innern des so definierten Areals sind ohne Grabungen keine Spuren von Mauern oder einer Überbauung zu erkennen. Vergleichbare Burgen wie etwa der Altenberg bei Füllinsdorf zeigen jedoch, dass man die Umfassungsmauern derart früher Anlagen gerne weit in den Hang hinaus gesetzt hat,

um Platz zu gewinnen. Deshalb waren sie später Erosion und Hangrutschungen stark ausgesetzt. Im Innern standen in der Zeit oft nur Holzbauten, die im Boden kaum Reste hinterlassen haben.

Südlich der Burgstelle, am Fuss des Felsens, sind Spuren eines Weges auszumachen, die weiter un-



Blick nach Osten über den schmalen Berggrücken. Im Hintergrund ist der Einschnitt des Halsgrabens erkennbar. Er markiert den Beginn des dahinter liegenden Burgareals.

ten im Wald in einen noch deutlich erkennbaren Hohlweg münden. Das Gelände ist in der Zwischenzeit grossräumig abgesucht, um Raubgräbern zuzuvorkommen. Dabei gab es nur sehr wenige weitere Funde. Es stellt sich daher die Frage, wie lange und wie intensiv die Anlage genutzt wurde. Für eine frühe Aufgabe spricht nicht zuletzt, dass sie keinerlei Niederschlag in den Schriftquellen gefunden hat. Es gibt auch kein frühes Adelsgeschlecht, das sich nach einer Burg um Liedertswil nannte.

Über 70 mittelalterliche Burgstellen sind mittlerweile aus dem gesamten Gebiet des Kantons Baselland bekannt. Dies schmälert den Wert der neu entdeckten Burg – so wenig wir derzeit über sie wissen – indes keineswegs, denn sie zeigt, dass schon im frühen Hochmittelalter auch abgelegene Seitentäler des Jura herrschaftlich erschlossen wurden. Vielleicht spielte die Eisengewinnung, die damals in den Fokus des Adels rückte, eine Rolle bei der Wahl der aus heutiger Sicht auffällig abgelegenen Siedlungsstelle. Mit der Mörlifluch wurde zudem derselbe Höhenzug als Standort gewählt,

der gut drei Kilometer weiter östlich bei Waldenburg die Gerstelfluch bildet – ebenfalls mit Spuren einer frühen Burg, über die wir erst wenig wissen.

Örtliche Leitung: Andreas Fischer und Reto Marti
Bericht: Reto Marti

Das einzige eindeutig erkennbare Element der Befestigungsanlage ist der in den Fels gebrochene Halsgraben.



Niederdorf, Dorfgasse: eine Viehweide aus dem Jahre 1295

Niederdorf, Dorfgasse.
Claudia Spiess bei
der Entnahme der
Erdproben und der
Dokumentation des
Oberbodens von 1295.

Einer der interessantesten Befunde aus den zahlreichen diesjährigen Baustellenkontrollen betrifft das mittelalterliche Onoldswil, das später in Ober- und Niederdorf aufgeteilt wurde. Er stammt von der Dorfgasse in Niederdorf. Das Bauvorhaben liegt in der archäologischen Schutzzone des Berg- rutsches vom Dielenberg, der gemäss einem Ein-

trag in den Colmarer Annalen 1295 die Frenke so stark staute, dass diese «den obersten Teil der Kirche vor den Augen der Menschen verbarg». Deshalb überwachte die Schreibende die Aushub- arbeiten. Immer klarer zeichnete sich dabei an den Böschungswänden das Bild von Rutschmassen ab, weshalb der Geoarchäologe Philippe Rentzel be- gezogen wurde, um die Situation zu untersuchen. In einer ersten Analyse stellte dieser fest, dass sich unter den über fünf Meter mächtigen, grauen to- nigen Rutschmassen Moose, Gräser und weitere Pflanzen erhalten hatten. Einige Pflanzenreste wiesen immer noch die grünliche Färbung des Chlorophylls auf, was die perfekte Erhaltung il- lustriert.

Gemäss den *Annales Colmarienses Majores* (1270– 1305) ereignete sich der Erdbeben vor dem 28. Juli. Der Befund bietet deshalb eine einzigartige Mo- mentaufnahme der (früh-) sommerlichen Vegeta- tion in einem Haupttal des östlichen Jura vor über 700 Jahren. Um ihn genauer unter die Lupe zu nehmen, wurden mehrere geoarchäologische und



archäobotanische Proben entnommen und zur Untersuchung an das IPNA der Universität Basel weiter geleitet.

Die ersten geoarchäologischen Resultate zeigen einen mittelalterlichen, über viele Jahrzehnte genutzten Humushorizont. Hinweise auf Pflugspuren oder dass man Abfälle zur Düngung eingebracht hätte, ergaben die bodenkundlichen Untersuchungen nicht.

Im Labor wurden dem Sediment zehn Proben für die Pollenanalyse und je eine Probe ober- und unterhalb des ehemaligen Oberbodens für die Untersuchung der grösseren Pflanzenreste entnommen. Die archäobotanischen Untersuchungen sind zwar noch nicht abgeschlossen, aber erste Aussagen sind bereits möglich. Es dominieren Grünlandpflanzen, und die Artenkombination verrät, dass es sich wohl um eine Weide handelte und nicht um eine gemähte Wiese. Darauf weisen die zahlreichen Funde von Kammgras hin, aber auch das Vorhandensein von Sporen von Pilzen, die sich auf

Tierdung entwickeln. In der Umgebung breitete sich zudem der Wacholder aus, der sich dank seiner stechenden Nadeln gegen Tierfrass wehren kann.

Die Weide muss einen bunten Anblick geboten haben, wobei die Gelbtöne dominierten. Besonders häufig waren Wiesen-Margerite, Hahnenfuss,

Unter den blaugrauen tonigen Rutschmassen zeichnet sich der ehemalige Oberboden in Form eines dunklen organischen Humushorizonts ab.



Zottiger Klappertopf, Kriechendes Fingerkraut, Wiesen-Flockenblume, Wiesen-Pippau, Spitz-Wegerich, mehrere Kleearten und ganz besonders der Löwenzahn. Dieser war zur Zeit des Erdstreiches gerade am fruchten, so dass die Weide ein Meer von «Pustebäumen» bildete. Ganze Köpfchen fanden sich im Sediment eingepresst. Anhand des

Detail der freigelegten,
stark mit Moosen
bewachsenen Weide.



blühenden Löwenzahns lässt sich der Zeitpunkt des Erdstreiches auf das spätere Frühjahr oder den Beginn des Sommers eingrenzen.

Die Weide dürfte eher feucht gewesen sein. Darauf deuten die zahlreichen Moose hin, aber auch das Vorkommen der Ross-Minze oder der heutzutage seltenen Natterzunge. Und sie scheint mit Stallmist gedüngt worden zu sein, was die angekohlten Getreidedruschreste in den Proben erklären würde. Die Mehrzahl der vorhandenen Pflanzenarten deutet auf nährstoffreiche Bedingungen, einzig das Zittergras ist ein typischer Vertreter der Magerrasen. Man darf die Weide von Onoldswil demnach als nährstoffreiche Fettwiese bezeichnen. Die Weide könnte mit Obstbäumen bestockt gewesen sein, denn es fanden sich regelmässig Pollen von Kernobstbäumen. Diese sind in derartigen Analysen normalerweise nur schwer nachweisbar, da sie durch Insekten bestäubt werden und daher weniger Pollenflug stattfindet.

Die Pollenfunde verraten auch einiges zur Umgebung des ehemaligen Ortes Onoldswil. Insgesamt

samt überwiegend Nichtbaumpollen sehr deutlich. Getreidepollen – darunter auch Roggen – und Ackerunkräuter wie Breitsame und Kornblume weisen auf Getreidefelder in der näheren Umgebung hin. Bei den Baumpollen dominiert die Waldföhre. Die Waldbäume Buche, Eiche, Weiss-tanne und – mit sehr geringen Werten – auch Fichte sind regelmässig vertreten. Daneben sind die Lichtungs- und Niederwaldzeiger Hasel, Birke, Erle und Hainbuche recht häufig. Dies deutet generell auf eine weitgehend entwaldete und stark genutzte Umgebung hin. Das Roden der Wälder an den Hängen dürfte denn auch die Ursache für den Erdbeben gewesen sein.

Die Untersuchungen der Baugrube an der Dorf-gasse in Niederdorf haben ein höchst ungewöhnliches und sehr reiches Archiv zur Umweltgeschichte im Waldenburger Tal ans Licht gebracht. Die geoarchäologischen und archäobotanischen Untersuchungen werden fortgesetzt, weshalb noch mit weiteren eindrucklichen Einblicken in die Weidegründe von Onoldswil zu rechnen ist. Bleibt zu hoffen, dass dereinst auch einmal Sied-

lungsreste mit derart perfekter Erhaltung zum Vorschein kommen.

Bericht: Simone Kiefer sowie Örne Akeret, Marlu Kühn, Philippe Rentzel und Lucia Wick, IPNA der Universität Basel
Mai 2014

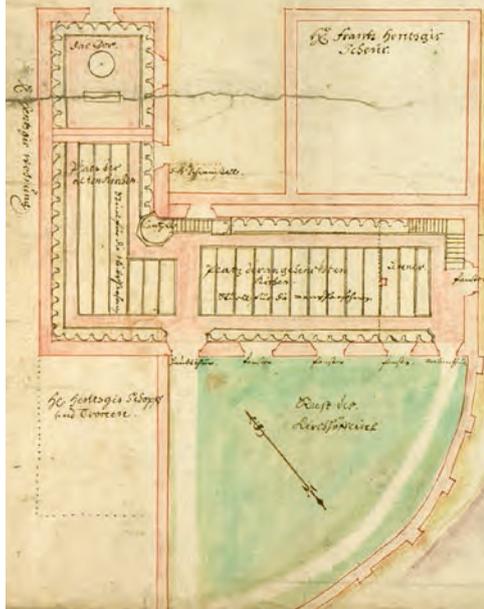
**Moose und ein gut
erhaltenes Löwenzahn-
Köpfchen aus dem
Jahr 1295.**



Margarethen Kirche
zu Binningen.

683.e

Nota. Die neue Kirche sollte den Architektus gesamtlich 17
Figuren auf die alte Kirche und auf 192. quad. Fuß. Fläche
also doppelt so die 200. Quadratfuß. Fläche. Einmal. Einmal.



Binningen, St. Margarethen. Entwurf zur Kirchenerweiterung von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1671. Dieser Vorschlag wurde 1673 umgesetzt, was eine Verkleinerung des Kirchhofs zur Folge hatte (Staatsarchiv Baselland).

SCALA, oder Vergrößerung. Maßstab. 1:100. 0 10 20 30 40

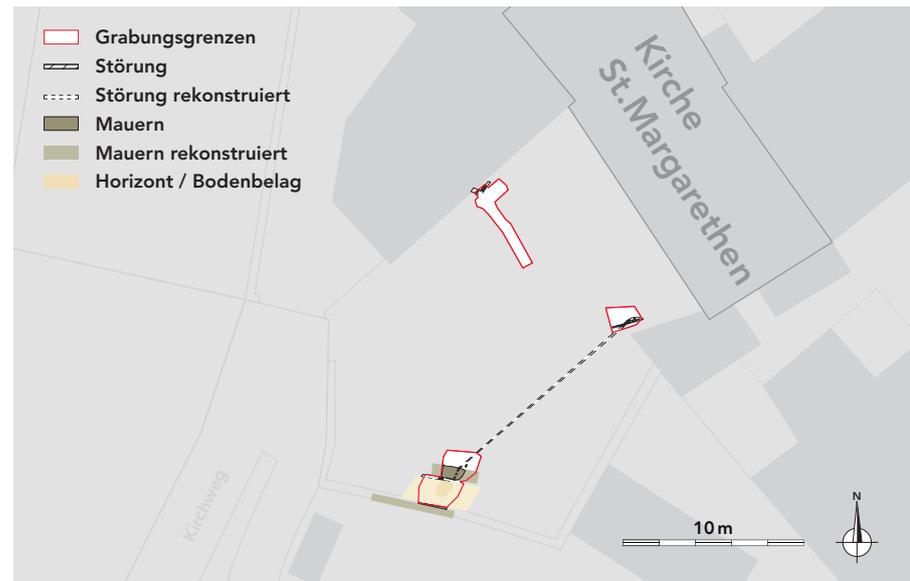
Binningen, St. Margarethen: letzte Ruhe und stilles Örtchen

Im Herbst begleitete die Archäologie Baselland die Reparatur einer Dachwasserleitung und den Aus- und Einbau einer Sickergrube im Hof der Kirche St. Margarethen in Binningen. Das markant auf einem Hügel über der Stadt Basel thronende Gotteshaus wurde 1251 erstmals urkundlich erwähnt. Es bildete ab dieser Zeit den Mittelpunkt einer Pfarrei, die neben Binningen auch Bottmingen und Gundoldingen umfasste. Zuvor war St. Margarethen der Kirche St. Ulrich in Basel unterstellt.

Grabungen im Innern (1962/63) zeigten, dass die Kirche einen Vorgängerbau in Form einer einfachen Saalkirche mit eingezogenem Triumphbogen besass, der womöglich noch vor 1000 datiert. Im Laufe der Zeit wurde die Kirche mehrmals umgebaut. Eine einschneidende Veränderung war ihre Vergrösserung im Jahr 1673. Dabei wurde der bestehende Bau fast komplett abgerissen und mit einem zusätzlichen, rechtwinklig angesetzten Südschiff neu errichtet. Dieser ungewöhnliche Grundriss wird als «Winkelhakenkirche» bezeichnet, wie sie zum Beispiel auch aus Wintersingen überliefert ist.

Der von den Bauarbeiten betroffene Kirchhof befindet sich südlich des Südschiffes. Er hatte sich ursprünglich weiter gegen Nordosten ausgedehnt, wurde aber durch den Bau des Südschiffes in seiner Grösse dezimiert. Gemäss Berichten war er in der Neuzeit dermassen überbelegt, dass beim Ausheben eines neuen Grabes jeweils alte Sarg- und

Die Lage der Kirche, des südlich angrenzenden Kirchhofs sowie der 2014 geöffneten Gräben.



An der westlichen Aussenfassade des Kirchhofs wurde 2008 eine Pforte freigelegt, die mit dem neu entdeckten Durchgang korrespondiert.

Knochenreste oder gar noch unverweste Leichname zu Tage traten. Dieser unerträgliche Zustand verlangte nach Abhilfe. Karl Gauss erwähnt in seinem Werk «Die Kirche zu St. Margarethen» von 1930, dass im Jahr 1679 zuerst ein nahes Stück Ackerland als «äusserer Friedhof» eingerichtet worden sei. Diesen hätte man anlässlich einer Süd-

erweiterung des Kirchhofs 1721 aber aufgegeben. Dabei wurde die bestehende Kirchhofmauer abgerissen und weiter südlich eine neue Umfassung errichtet. Als auch diese Vergrösserung nicht mehr alle Bestattungen aufnehmen konnte, wurde im Jahr 1813 schliesslich der heute noch bestehende Friedhof St. Margarethen eröffnet.



Aufgrund der hohen Belegungsdichte war die Wahrscheinlichkeit hoch, dass man bei den Erdarbeiten im Kirchhof auf Gräber stossen würde. Der Aushub förderte dann effektiv die Reste einiger Skelette zu Tage. Es zeigte sich jedoch, dass sie nicht mehr *in situ*, sondern wild durcheinander lagen. Offenbar sind bereits beim Bau der Dachwasserleitung Bestattungen angeschnitten und die Reste beim Zudecken des Grabens wieder eingefüllt worden.

Überraschend kam auch ein Ost-West verlaufender Mauerabschnitt ans Licht, der in einem Abstand von rund 1,7 Metern parallel zur heutigen südlichen Kirchhofmauer verläuft. Im Bereich dazwischen waren keine Bestattungen zu finden.

Stattdessen wurde rund 1,1 Meter unter dem heutigen Niveau des Kirchhofs ein Betonboden angetroffen. Die beiden Innenwände der Mauern waren mit einem Betonputz versehen – offenbar der ehemalige Bereich eines Durchgangs. Dieser lief auf eine zugemauerte Pforte in der westlichen Kirchhofmauer zu, die man 2008 anlässlich einer Renovation wiederentdeckt hatte. Die Inschrift «Pissoir» im Sturz erklärt die Funktion des neu entdeckten Ganges zumindest während eines gewissen Zeitraums. Der Gang beziehungsweise das stille Örtchen dürfte nach 1945 überflüssig geworden sein, als man in der Sakristei WC-Anlagen einbaute. In einem Plan aus den 1950er-Jahren ist der Gang jedoch immer noch eingezeichnet.

Der Neufund wirft die Frage auf, wo der südliche Abschluss der Kirchhoferweiterung von 1721 lag: auf Höhe des neu entdeckten Fundaments oder der heute noch sichtbaren Mauer? Ersteres ist durchaus möglich. Andernfalls könnte die neu entdeckte Mauer auch erst später entstanden sein, etwa für die Einrichtung des Ganges entlang der Südmauer. Falls dies zutrifft, dürfte diese Bautätigkeit aber

erst nach 1813, nach Aufgabe des Kirchhofs als Bestattungsplatz, erfolgt sein. Auf dem Falknerplan von 1869 ist der Kirchhof in seiner heutigen Ausdehnung eingezeichnet.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Oktober 2014

Blick vom Kirchhof gegen Südwesten. Im Vordergrund die neu entdeckte Mauer, die parallel zur heutigen Friedhofmauer im Hintergrund verläuft.



Laufen, Delsbergerstrasse 52: ein Stück spätmittelalterliche Vorstadt

Laufen,
Delsbergerstrasse 52.
Die Hauptfassade in
den Dimensionen von
1578.

Die Jahreszahl «1578» am Scheunentor sowie die sechs über den Wohn- und Ökonomieteil ziehenden Fensterachsen versprachen eine interessante Gebäudegeschichte der sogenannten «Fürstenmühlescheune». Diese steht als mächtiger Bau in der Vorstadt und reiht sich an der Ausfallstrasse nach Delémont in eine Häuserzeile ein. Die Her-

kunft des Namens ist uns unbekannt. Das im Torbogen eingemesselte Mühlenrad weist zwar auf einen betrieblichen Zusammenhang mit der gegenüber situierten Mahlmühle hin. Diese ist mit angeblichem Baujahr 1592 gemäss Inschrift jedoch jünger. Im Weiteren diente die «Fürstenmühlescheune» spätestens seit dem 16. Jahrhundert neben wirtschaftlichen auch wohnlichen Zwecken.

Der angestrebte Einbau von mehreren Eigentumswohnungen führte zu massiven Eingriffen in die historische Struktur und hatte umfassende Abbrucharbeiten zur Folge. Nur mit grossen Opfern vermochte das Architektenteam den Konflikt zwischen modernen Nutzungsanforderungen und historischem Bestand zu lösen. Die Archäologie Baselland rettete die Hausgeschichte aufs Papier. Einige Rätsel behält das alte Haus jedoch für sich.

Aus Archivmaterial ist bekannt, dass die Vorstadt von Laufen ab der Mitte des 15. Jahrhunderts als eigenes Gemeindewesen galt. Die Bauuntersuchungen und Grabungen im Hofbereich brachten nun tatsächlich erstmals nachweisbare spätmit-

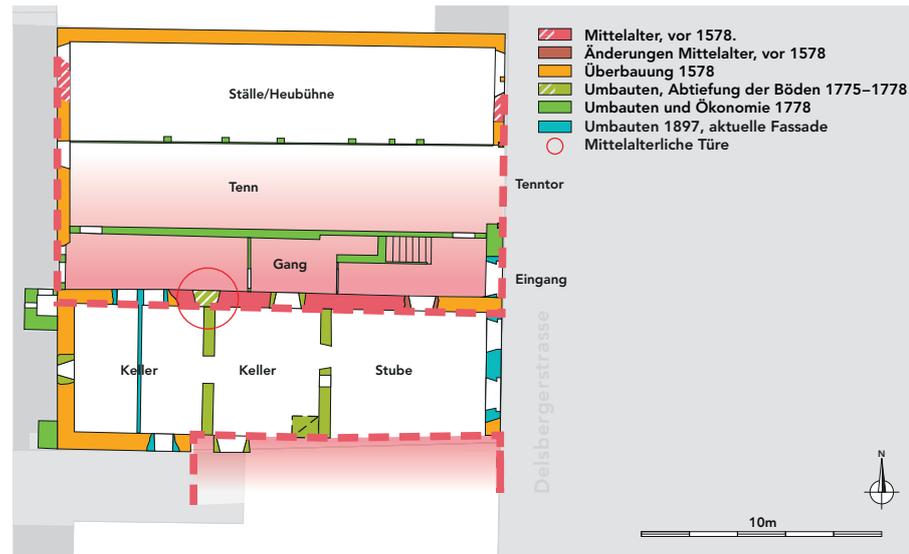


telalterliche Mauerzüge und eine kleine verfüllte Grube mit Keramik aus dieser Zeit zum Vorschein. Die noch über 60 Zentimeter dicke aktuelle Gangmauer stammt gemäss den neuen Untersuchungen ebenfalls noch aus dem Mittelalter und diente damals als Aussenwand. Ein aus Kalktuffstein gestaltetes Türgewände mit Rundbogen und gefasteten Kanten sowie die Laibung weisen den späteren Wohnbereich im Süden als ursprünglichen Aussen- und die Gangseite im Norden als damaligen Innenbereich aus. Mauerreste dieser ersten, nicht genauer datierbaren Phase erstrecken sich über etwa zehn Meter Richtung Strasse und finden sich ebenso im ersten Obergeschoss, wo möglicherweise eine zweite Türöffnung dazu gehörte. Die Bodenniveaus der Geschosse lagen einen halben Meter höher als aktuell. Die genaue Ausdehnung dieses Vorgängerbaus ist nur zu vermuten. Indizien, dass die Parzelle bereits im Mittelalter in aktueller Tiefe überbaut war, liefern altertümliche Mauerreste in der Strassenfassade und in der rückwärtigen Mauer jeweils oberhalb des Stalls. Die Funktion dieses ersten nachweisbaren Steingebäudes bleibt unbekannt. Es muss jedenfalls eine

spezielle Bedeutung besessen haben, da die Häuser im Stadtinnern im 15. Jahrhundert meist noch aus Holz gezimmert waren.

Ein Absatz im ersten Obergeschoss sowie unterschiedliche Mauercharaktere legen eine grosszügige Erhöhung – Reparatur oder Ausbau – der

Grundriss des Ergeschosses mit eingetragenen Erbauphasen.



Die rückseitige Fassade
mit dem Abortanbau
in den Ausmassen von
1578.

ältesten Mauerpartie im heutigen Gangbereich nahe. Im Zuge dieser Massnahme wurden im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss zwei Türen und ein bis zwei Fenster eingebaut. Der Bau scheint demnach gegen Süden freistehend gewesen zu sein. Nach den Türleibungen zu schliessen, befanden sich die Räume immer noch im Norden

besagter Mauer. Die Verbindung dieser Bauphase mit einer Giebelkante, die auf ein flach geneigtes Pfettendach hinweist, ist archäologisch nicht gesichert.

Die nachfolgende Überbauung erstreckte sich über die gesamte aktuelle Parzellenbreite. Die älteste und bislang südliche Fassadenmauer diente fortan als Trennmauer zweier Gebäudeteile. Das bisher offenbar nicht überbaute Gelände im Süden wurde nun ebenfalls zum Innenraum. Der neue Steinbau stiess im Süden an das inzwischen steinerne Nachbargebäude, dessen Dachneigung auffallend asymmetrisch verlief: Nach vorne scheint es an die Strasse gebaut gewesen zu sein, gegen den Garten jedoch einige Meter kürzer als das Untersuchungsobjekt. Dort schloss es mit einem Eckverband aus Kalktuffsteinen ab. Diese nachbarliche Hausecke ist im Untersuchungsobjekt noch über drei Geschosse sichtbar. Da die Giebelmauer des Nachbars keine Fensteröffnungen aufweist, rechnete man entweder schon bei deren Errichtung mit dem Anbau der «Fürstenmühlescheune» oder nahm Rücksicht auf einen nicht mehr nachweis-



baren Holzbau, der spätestens jetzt abgebrochen und durch Stein ersetzt wurde. Unser Neubau besass bereits die heutige Tiefe von rund 18 Metern, zwei Vollgeschosse sowie ein Dachgeschoss. Eine bauzeitliche Fensteröffnung nach Süden im ersten Obergeschoss war als schmales Stichbogenfenster mit Tuffsteingewände ausgebildet. Eine seiner Laibungen bediente sich beim tuffsteinernen Eckverband des Nachbarn. Auch die flache Dachneigung von lediglich 20 bis 22 Grad orientierte sich am angrenzenden Gebäude. Hinweise auf die Dachdeckung fehlen. Die vermauerten Balkenlöcher in der Giebelmauer des Nachbarn sowie die Abdrücke der Streichbalken im gartenseitigen Bereich nahmen weiterhin Rücksicht auf das spätmittelalterliche Bodenniveau der bisherigen, jedoch auf die andere Seite orientierten Maueröffnungen. Reste einer gegen die Strasse gerichteten Fenster- nische im ersten Obergeschoss weisen dem Raum eine Wohnfunktion zu.

Diverse Befunde belegen auch für den nördlichen Gebäudeteil, die heutige Ökonomie, zwei Obergeschosse und ein Dachgeschoss. Die Niveaus der

Böden stehen in Bezug zum südlichen Wohnbau. Das Erdgeschoss scheint hingegen bereits abgetieft worden zu sein und die heutige Flurhöhe erreicht zu haben. Der Dachraum wies eine Firsthöhe von 3,5 bis 4 Metern auf. Mauerflicke deuten auf die Lage von First- und Mittelpfetten hin. Das Pfettendach brauchte kein Innengerüst. Trotz der

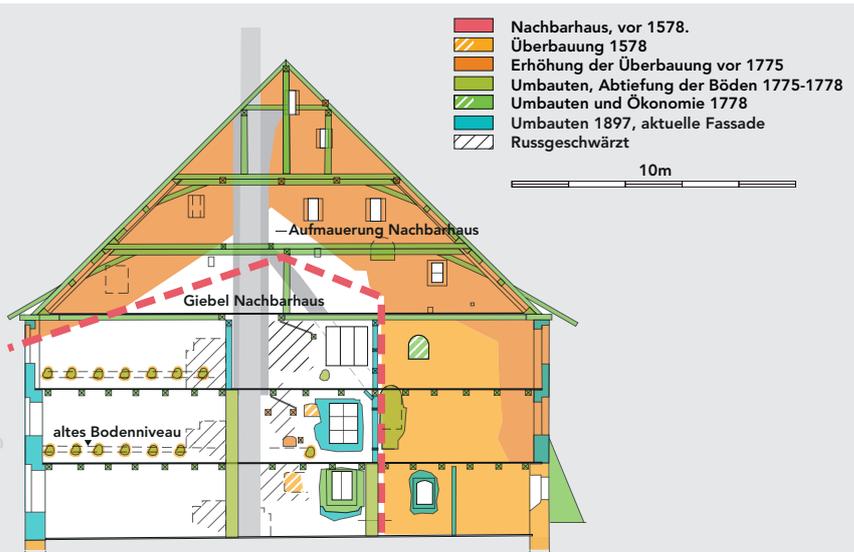
An der nördlichen Giebelwand des Ökonomieteils ist die ältere, flachere Dachneigung deutlich ablesbar.



Die Innenansicht der
südlichen Giebelwand
mit eingetragenen
Bauphasen.

geringen Neigung von 22 Grad war es nach der Lattung zu schliessen mit Tonziegeln gedeckt. Der damalige Dachverlauf ist in der Nordgiebelmauer noch deutlich ablesbar. Er ähnelt sehr dem Verlauf des Daches des südlichen Gebäudeteils. Dieser Dachtypus lässt sich aufgrund baselstädtischer Vergleiche in die Zeit zwischen der Mitte des 14. und

dem Beginn des 16. Jahrhunderts datieren. Hier in Laufen scheint man reine Pfettendächer jedoch noch etwas länger errichtet zu haben. Die jüngste Konstruktion gehört hier ins Jahr 1578, datiert durch einen eichenen Torsturz mit dieser Jahrzahl, der mit dem Befund im Verband steht. Stalltüre und -fenster waren wahrscheinlich bereits in ähnlicher Weise wie heute ausgebildet, mit etwas schmalerem Fenster, wie Abdrücke im Eichensturz zeigen. Neben den drei kleinen Fenstern in der strassenseitigen Trauffassade war der Giebel Richtung Stadt lediglich mit einem in der Ecke zur Strasse gelegenen Fenster versehen.



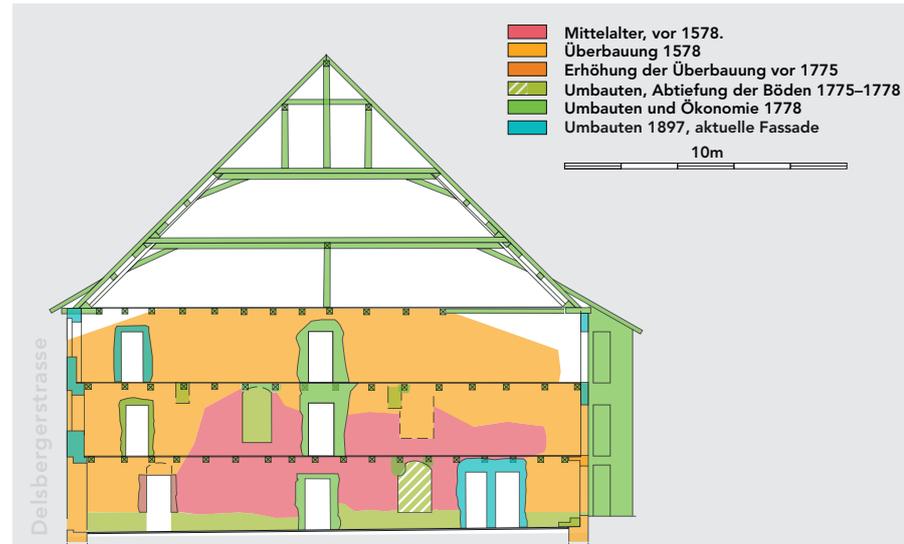
Es ist davon auszugehen, dass der nördliche Giebel zum Untersuchungsobjekt und nicht zum Nachbarhaus gehörte. Mit der Überbauung oder der Versteinerung der nördlichen Parzelle wurde aber nicht lange gewartet. Dieser Neubau zeichnete sich ebenfalls durch ein sehr flaches Dach aus, das sich gerade einmal 10 Zentimeter über dasjenige der Ökonomie erhob. Dieses Dach war mit Biberschwanzziegeln gedeckt, deren Reste noch erhalten sind. Anhand der im Mauerwerk der «Fürs-

tenmühlescheune» erkennbaren Giebelkanten ist somit der Versteinerungsvorgang und der Ablauf der Reihenüberbauung entlang der Ausfallstrasse Richtung Delémont über die Länge von immerhin vier Gebäuden archäologisch gut greif- und rekonstruierbar.

Der nächste Umbau betraf das Dach des nördlichen Nachbarn. Dieses wurde vor 1775 erhöht und in ein steileres Sparrendach umgewandelt. Es erhielt ein Firstfenster. Die Dachräume der beiden Nachbarhäuser waren also bereits aufgestockt und nach oben erweitert worden. Dann entschloss man sich – ebenfalls noch vor 1775 – das Untersuchungsobjekt ebenfalls grosszügig zu erhöhen und die beiden bisher getrennt überdachten Wohn- und Wirtschaftsteile unter einem gemeinsamen Dach zu verbinden. Aus den zwei flachen Pfettendächern wurde ein dreigeschossiges Sparrendach mit einem gemeinsamen Stuhl und einer Firstlinie. Diverse Balkenlöcher in den Giebfeldern weisen auf diese Vorgängerkonstruktion, die 1775–1778 vollständig ersetzt worden sein muss. Das Dach bezog sich fortan auf tiefere

Bodenniveaus der unteren Geschosse. Das heisst, die spätmittelalterlichen Böden wurden im Zuge dieser Bauphase um 50–60 Zentimeter abgesenkt, das Erdgeschoss des Wohnteiles abgegraben und untermauert. Die Wohngeschosse wurden durch zwei Wände jeweils in drei Räume unterteilt. Die älteren Tür- und Fensteröffnungen wurden

Ansicht der Gangmauer zum Wohnteil, Blick nach Süden, mit eingetragenen Bauphasen.



Blick vom Heuboden
gegen die strassen-
seitigen Fachwerk-
kammern.

mit einer Ausnahme zugemauert. Es entstand in jedem Geschoss eine zentral gelegene Türe, die in den jeweiligen mittleren Raum führte. Im ersten Obergeschoss lässt sich in diesem Raum erstmals eine Herdstelle nachweisen. Diese stand am Südgiebel, bestand aus einem etwa 50 Zentimeter hohen Sockel und einem Kaminhut. Auf dessen

Höhe man eine Lichtnische ausgebrochen hatte. Da im Geschoss darüber nichts auf einen Schlot hinweist und sich lediglich eine grossflächig verputzte Wand zeigt, ist wohl von einem hier installierten Funkenfang auszugehen, wobei der Rauch weiter durch die offene Decke und frei durch den Dachraum entwichen sein muss. Zumindest das erste Obergeschoss, das übliche «Piano Nobile», war mit einer rauchfreien Stube, wahrscheinlich sogar mit Kachelofen, ausgestattet.

Aus uns unbekanntem Gründen wurde das neue Dach während eines grossen Umbaus zwischen 1775/76 (Dendrochronologie) und 1778 (Bauinschrift) entfernt und durch das aktuelle ersetzt. Möglicherweise war das nördliche Nachbarhaus oder die Gartenseite der Ökonomie teilweise eingestürzt und hatte das Dach derart stark in Mitleidenschaft gezogen, dass es erneuert werden musste. Jedenfalls zeigt die rückwärtige Hausecke zwischen Gebäude Nord und Ökonomie eine grossflächige Reparatur. Spuren eines Brandes wurden keine erkannt. Während der gut zweijährigen Bauzeit wurden beide Trauffassaden erneuert.



ert und neu befenstert. Weiteren Wohnkomfort brachte der Einbau eines Kamins. Im Erdgeschoss darf mit einer Herdstelle und einem Hinterladerofen gerechnet werden. Die bereits bestehende Herdstelle im ersten Obergeschoss wurde beibehalten, der Kaminhut jedoch entfernt und der Rauch mittels schräg montiertem Brett in den daneben verlaufenden Schlot geleitet. Das aktuelle Dach weist keine Verrussung auf. Auch die Deckenbalken der Stuben sind nicht geschwärzt. Sie waren wohl seit dem Einbau mit Täfer verkleidet, wie es im Erdgeschoss noch erhalten ist. Die teils wiederverwendeten Deckenbretter aus der Zeit vor dem ersten Rauchscht erkennen man anhand ihrer Verrussung. Die Ökonomie erhielt rückseitig eine Fassade aus Fachwerk, die Geschosse wurden mit neuen Deckenbalken ausgestattet. Der Innenausbau der Ökonomie mit Stall, Tenn und Heubühnen stammt aus dieser Zeit. Spätestens jetzt wurde nördlich entlang der spätmittelalterlichen Giebelmauer ein Gang abgetrennt. Sein Sockelgeschoss bestand aus massiven aufgestellten Kalksteinplatten megalithischen Ausmasses von rund fünf Quadratmetern. Sie bildeten die Unterlage

für die darauf gestellte Fachwerkwand. Ob die Platten aus dem nahe gelegenen Laufentaler Steinbruch im Schachleten hergeführt wurden, ist unbekannt. Der Gang diente fortan zur Erschliessung der Obergeschosse. Diverse Öffnungen aus dieser Zeit enthalten Steinspolien mit spätgotischen Phasen, wahrscheinlich vom Vorgängerbau von 1578.

Blick vom Tenn auf die 1775/78 erstellte «megalithische» Gangwand mit dahinterliegender Steintreppe.



Linke und rechte Hälfte
des mittelalterlichen
Türgewändes, das
heute durch eine
Mauer getrennt wird.



Während der langen Bauzeit scheinen sich die Bedürfnisse geändert zu haben und das Ausbaukonzept wurde entsprechend angepasst. So machte die gestiegene Nachfrage nach Wohnraum den Ausbau eines Teils der Ökonomie nötig. Die Kammern auf der Strassenseite im zweiten Obergeschoss erweisen sich gegenüber dem Dachstuhl

als eigenständige Konstruktion. So mutet das Nebeneinander von Stichbalken und den als Dachbalken geeigneten Deckenbalken gleichen Alters unlogisch an. Eventuell wurde auch erst während dem Umbau entschieden, rückwärtig einen Aborturm anzubauen. So erscheinen die Öffnungen für die Fenster und die geschossweisen Zutritte zum Abort als beim Abbinden nicht bedachte Zutat und nachträglich etwas unbeholfen eingeflickt. Die untersuchte Baugrube des angebauten Turms enthielt Keramik, die gut in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts passt.

Es folgte der Einbau einer Herdstelle im zweiten Obergeschoss am Südgiebel. Sie lag im Bereich des heutigen Küchenfensters, ist aber an einem zugeipsten Deckenloch noch erkennbar. Der Rauch wurde von einem eigenen kurzen Schlot aufgenommen und weiter oben seitlich in den bereits bestehenden Kamin geleitet. Wann die Kammern in der Ökonomie mit einer Herdstelle versehen wurden, ist unklar.

Eine weitere Bauphase liefert die dritte Jahreszahl 1897 am Tenntor. Sie dürfte kleinere Reparaturen im Haus sowie die aktuelle Gestaltung der Hauptfassade umfasst haben. Teils wurden die Fenster etwas verändert. Die Obergeschosse erhielten neue Türdurchbrüche, die nun direkt vom Gang in die Stube führten. Der Gang respektive das Wohnzimmer müssen eine andere Bedeutung in der damaligen Wohnkultur des Hauses erhalten haben. Die wahrscheinlich bis dahin getäfelten Stubendecken wurden in den Obergeschossen vergipst. Nur die Stubendecke im Erdgeschoss hat ihren barocken Charakter von 1778 noch behalten. Die Obergeschosse strahlten in ihrem letzten Zustand eher eine klassizistische Moderne mit spätbarocken Elementen aus: zeitgenössische unifarbige Kachelöfen, Sockeltäfer an den Wänden, einfache Stuckatur an der Decke. Die gartenseitigen Räume wurden jeweils durch eine Bretterwand nochmals in zwei Kammern unterteilt. Diese Unterteilung ist unter anderem anhand der unterschiedlichen Zargen abzulesen. – Nun warten die neuen Eigentümer auf die neue Ausstattung. Da das Gebäude

bloss kommunal geschützt ist, war nur der Erhalt der Hülle wichtig.

Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli und Oktober 2014

Der Bogen des
Tenntores ist mit
einem Mühlrad
und verschiedenen
Inschriften versehen.



Liestal, Rathausstrasse 5: ein Neubau unter Basler Herrschaft

Bereits in den Jahresberichten von 2008 und 2012 wurde ausführlich über die bauliche Entwicklung des westlichen Teils des Häusergevierts berichtet, das um die alte Stadtkirche den mutmasslichen Siedlungskern von Liestal bildet. Mit der Untersuchung der Liegenschaft Rathausstrasse 5 wur-

Liestal, Rathausstrasse 5.
Die ins Jahr 1405
datierte Balkendecke im
Erdgeschoss.

de nun die letzte Untersuchungslücke zwischen Amtshausgasse und Rathausstrasse geschlossen.

Die dendrochronologische Datierung der Bauhölzer zeigt, dass das Haus im Jahr 1405 zusammen mit der benachbarten Liegenschaft Nr. 7 erbaut worden ist, kurz nach der Fertigstellung von Haus Nr. 3. Das Gebäude zählt somit zur ältesten Bausubstanz des historischen Stadtkerns. Es stammt aus der Zeit, in der die neue Besitzerin, die Stadt Basel, in den Wiederaufbau und den Ausbau des Landstädtchens investiert hat, nachdem dieses 1381 nach der Heimsuchung durch Herzog Leopolds Truppen grösstenteils einem Brand zum Opfer gefallen war. Reste eines abgebrannten Vorgängerbaus finden sich denn auch in der Giebelmauer zwischen Nr. 5 und Nr. 3, wobei die genaue Zuweisung unklar bleibt.

Noch 1507 war das Haus Nr. 5 mit Nr. 7 baulich verbunden, wie in der jüngeren Zwischenmauer steckende Bodenbretter im zweiten Obergeschoss belegen. Nach dem Eintrag in den Brandlager-



akten und dem Ergebnis der Holzdatierung zu schliessen, wurde die Liegenschaft Nr. 5 spätestens 1846 zusammen mit Nr. 3 um ein Geschoss erhöht und mit dem aktuellen Dachstuhl versehen. Das parzellenübergreifende Eigentum wechselte also von Haus Nr. 7 zu Haus Nr. 3.

Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess
 Bericht: Anita Springer
 Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
 Juli 2014

Die Bauabfolge der Geschosse zeigt die Gassenentwicklung.



Aesch, am Hübeli. Das Doppelhaus (Bildmitte) setzt sich zusammen aus der Liegenschaft Hauptstrasse 35 mit Treppe und Balkon sowie der Liegenschaft am Hübeli 18 mit seitlichem Eingang. Im Hintergrund links ist das Blarerschloss zu erkennen.



Aesch, am Hübeli: ein Quartier muss weichen

Die Bürgergemeinde Aesch opfert einen Grossteil des historisch belegten Quartiers «am Hübeli» einer Neuüberbauung. Die Häusergruppe liegt im alten Dorfkern neben dem Blarerschloss und ist auf dem grossformatigen Übersichtsplan von Jakob Meyer aus dem Jahr 1665 zwar ungenau, aber doch erkennbar dargestellt. Eine Siedlung «Esch» ist ab der Mitte des 13. Jahrhunderts urkundlich belegt. Archäologische Spuren gehen bis ins frühe Mittelalter und in die Römerzeit zurück.

Von den bauhistorischen Untersuchungen versprach man sich Erkenntnisse zur Arealentwicklung. Neben der Untersuchung des Hauses Nr. 45 sowie der zweigeteilten Liegenschaft Nr. 18 und 35 an der Hauptstrasse wurden auch die zurückversetzten Ökonomiebauten Nr. 16a und 35a dokumentiert.

Nach einer ersten Begehung erschien das Doppelhaus am Hübeli 18/Hauptstrasse 35 für eine detailliertere bauarchäologische Untersuchung am vielversprechendsten. Ausserdem verzeichnet Ja-

kob Meyer an dieser Stelle bereits 1665 ein einzelnes langrechteckiges Wohnhaus. Zu Beginn fiel das Augenmerk auf die beiden Holzbalkenkeller der Wohnhäuser, die über eine Tür miteinander verbunden sind. Der Keller vom Hübeli 18 ist nahezu quadratisch und mit deutlich massiveren eichenen Deckenbalken ausgestattet. Ursprünglich

Die Karte von Jakob Meyer von 1665 zeigt die Grundzüge der Bebauung links unterhalb des Blarerschlosses.

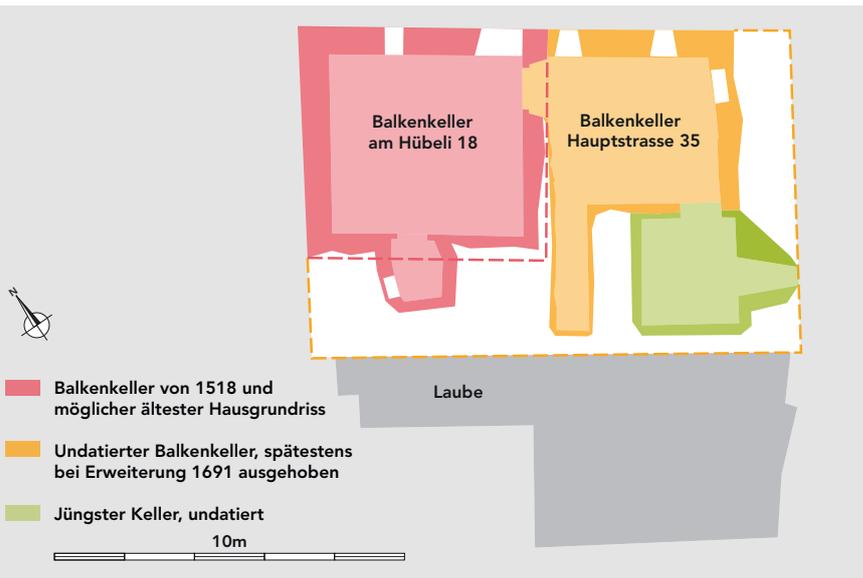


**Grundriss der Keller-
geschosse mit dem
möglichen Kernbau
Hübeli 18 und der
Erweiterung von 1691.**

führte ein enger Kellerhals mit Holztreppe auf der strassenabgewandten Seite von der Küche hinab. Der Keller war auch direkt von der Strasse her betretbar. Beide Zugänge wurden später verschlossen und seitlich ein neuer geschaffen. Gemäss der Jahrringdatierung wurden die Eichen für die Deckenbalken im Frühjahr 1518 geschlagen.

Der Keller des Wohnhauses Hauptstrasse 35 ist kleiner und die Wände sind sehr uneben, was auf ein nachträgliches Abgraben des Terrains hinweist. Die Eichenbalken sind geringer dimensioniert und regelmässiger bearbeitet. Dieser Keller war nur vom Erdgeschoss aus betretbar.

Wie viel von den über den Kellern stehenden Mauern noch aus der Bauzeit stammt, liess sich nicht feststellen. Die gleichstarken Mauern zwischen Küche und Stube, Strassenfassade und Giebelmauer und der quadratische Grundriss von $6,50 \times 6,50$ Meter lassen vermuten, dass das Haus am Hübeli zur Bauzeit noch kleiner war. Sicher ist, dass spätestens 1691 ein über beide zweistöckigen Wohnhäuser ziehendes Dach erstellt wurde. Spätestens dann hat man das Steinhaus um Küchenbreite Richtung Hof bis zur heutigen Grösse erweitert. Das Datum stammt von einem abgesägten, russgeschwärzten Sparrenrest. Im Dachstuhl ist der alte dazu passende Giebel noch erkennbar. Stark



russgeschwärzt und mit einem kleinen Rauchloch versehen, weist er auf einen offenen Rauchabzug hin.

Die weiteren Um- und Ausbauten verlaufen beim Doppelhaus nicht parallel, und es ist offensichtlich, dass schon bald unterschiedliche Ausbaustandards angestrebt wurden. Für den Hausteil Hauptstrasse 35, mit strassenseitiger Eingangstreppe, weisen die Brandlagerakten auf betuchte Besitzer: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war dies kein geringerer als Anton von Blarer, Sohn des bischöflichen Oberstallmeisters und Bruder von Oberst Jakob von Blarer. Anton von Blarer war führendes Mitglied der Unabhängigkeitsbewegung der Landschaft Basel, 1832–1834 Regierungsrat, später Landrat und von 1862 bis zu seinem Tod 1864 Ständerat. Nach ihm übernahmen nacheinander zwei Ärzte das Haus. Die Inschrift «G(eorg) 1911 F(ailer)» am nachträglich angesetzten Balkon an der Strassenfassade von Haus Nr. 35 weist auf einen grösseren Umbau hin.

Anders am Hübeli 18: Hier teilten sich wohl stets zwei Parteien das kleine dreistöckige Häuschen mit rückwärtiger Laube, und sie hielten es in einfachstem Ausbaustandard. Die Angaben in den Brandlagerakten erlauben für jedes Haus eine Verbindung zu einem der beiden rückwärtigen Wirtschaftsgebäude.

Blick in den engen
Kellerhals des älteren
Kellers von 1518.



**Hauptstrasse 35:
Eckzimmer mit
Balkon von 1911
und barocken
Stichbogenstürzen.**

Die beiden abgesetzten Wirtschaftsgebäude Nr. 16a und 35a begrenzen einen Hof zu den an der Hauptstrasse liegenden Wohnhäusern und schliessen den Siedlungsraum gegen die angrenzenden Obstgärten und Felder ab. Sie besitzen je ein Tenn, einen Stall sowie Heubühnen, die Ackerbau und Viehwirtschaft dienen. Der in der Gemeinde übliche

Rebbau ist am Befund nicht abzulesen. Allfällige Weinkeller befanden sich demnach in den Wohnhäusern. Die durch Holzanalyse datierten Bauetappen der an der Strasse liegenden Wohnhäuser und der in der Parzellenflucht dahinterliegenden Ökonomiegebäude weisen keinen offensichtlichen Zusammenhang auf. Ob und inwieweit die Ge-



bäudehälfte Nr. 35 im 16. Jahrhundert vor ihrer Nutzung als Wohnung Wirtschaftsräume beherbergte, ist unbekannt. Spätestens ab der Zeit bestand das untersuchte Gebäudeensemble jedenfalls aus nach Funktionen getrennten Bauten.

Diese Tendenz zur sogenannten Getrenntbauweise mit den vorne situierten Wohnhäusern und den dahinterliegenden Ökonomien dürfte indes nur bedingt mit der angestrebten Repräsentation der Häuser zusammenhängen, die an einer wichtigen Verbindungsstrasse von der Stadt Basel über den Jura nach Delémont und weiter nach Biel und in die Westschweiz lagen. Wahrscheinlich wurden

die Ausbauten eher aus Platzmangel im hinteren Bereich der Parzellen angelegt.

Bautypologisch erwähnenswert ist die Ökonomie Nr. 35a, ein Ständerbau. Dieser besitzt pro Seite jeweils drei auf Grundschwellen stehende und bis unter die Bunddachbalken reichende Ständer,

Hauptstrasse 35a. Die Leersparren werden auf beiden Traufseiten von auffällig kurzen Stichbalken fixiert. Beide Elemente sind aus Kirschenholz.



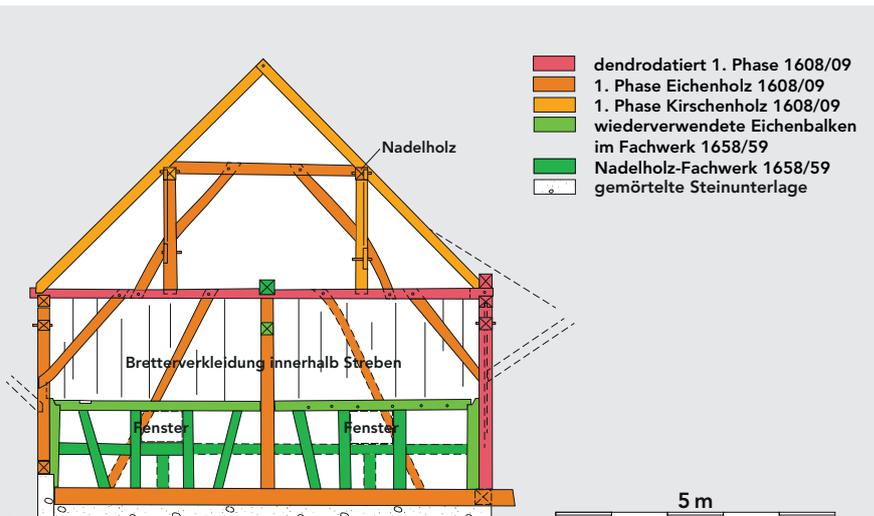
<

Anton von Blarer (1798–1864) gehörte zu den führenden Mitgliedern der Unabhängigkeitsbewegung der Landschaft Basel. Portrait von Julius Rudolf Leemann, um 1850 (Kunsthistorische Sammlung).

Die Giebelwand gegen die später angebaute Ökonomie Nr. 16a war einst freistehend, wie die beiden Fensteröffnungen bezeugen.

ein weiterer befand sich in der Gebäudemitte. Die Grundswellen liegen auf einer gemörtelten Steinunterlage. Bei der Errichtung im Winter 1607/08 wurde das Aussengerüst aus Eichenholz gezimmert. Ein Bundbalken, die Stuhlstände mit Stuhlrihm sowie sämtliche Sparren und Stichbalken waren jedoch aus Kirschenholz geschlagen.

Verbaut wurde demnach, was der nahegelegene Wald am «Eichberg» hergab. Wilde Kirschbäume, so genannte Vogelkirschen, waren im lokalen Wald mit rund zehn Prozent häufig anzutreffen. Der hiesige Befund belegt, dass das Holz zumindest noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts grosszügig als Bauholz Verwendung fand, bevor es als Möbelholz zunehmend an Bedeutung gewann. Kirschbäume können eine Höhe von 25 bis 30 Metern erreichen. Sie werden bereits nach 50 bis 90 Jahren geschlagen, da sie häufig zur Kernfäule neigen. Leider existiert derzeit – im Gegensatz etwa zu den Eichen – noch keine Referenzkurve, die Jahrringdatierungen erlauben würde.



Ein halbes Jahrhundert später – 1657/58 – erfolgten gemäss den untersuchten Bauhölzern umfangreiche Reparaturarbeiten. Unter anderem ersetzte man den Mittelständer und den mittleren Bundbalken durch handgesägte Weisstannenhölzer. Die Seitenwände waren ursprünglich mit eingeschobenen stehenden Brettern verschlos-

sen, die Giebeldreiecke offen. Das Sockelgeschoss wurde frühestens zu diesem Zeitpunkt mit einer Fachwerkwand unterteilt und mit Bruchsteinen ausgemauert. Dazu kappte man die geschossübergreifenden Wandstreben. Zwei Fenster in der Westfassade weisen darauf hin, dass die aktuell angebaute Ökonomie Nr. 16a damals noch nicht

existierte und Nr. 35a freistehend war. Nr. 16a ist bisher noch nicht dendrodatiert.

Durchführung und Bericht: Anita Springer und Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
März und Mai 2014

Hinter der unscheinbaren Schopffassade verbirgt sich ein urtümliches Bauwerk, in dem viel Holz der wilden Kirsche (links, blühend) verbaut wurde.



Laufen, Bauerngasse 17: das älteste Haus im Städtli

Laufen, Bauerngasse 17.

Die Liegenschaft ist ein «versteinerter» Ständerbau. Die Ökonomie wurde bereits abgebrochen.

Ein Schmuckstück ist es wahrlich nicht, das derzeit älteste bekannte und noch stehende Wohnhaus in der Laufner Altstadt. Balken datieren es vom Sockel bis zum First frühestens in den Winter 1561/62. Aufgrund seiner Baufälligkeit soll es abgebrochen werden, sobald ein Neubauprojekt besteht. Derzeit ergibt es sich dem Zerfall.

Das zweigeschossige Steingebäude steht mit seiner Hauptfassade traufseitig in einer Hausreihe in der östlichsten Längsgasse der Altstadt, also einem Stadtgebiet, das spätestens seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert systematisch bebaut wurde. Das nördlich anschliessende Grundstück liegt bereits brach. Die einstige Ökonomie wurde vor Jahren abgebrochen.

Überreste des ursprünglichen Baus finden sich im quadratischen Grundriss mit einem zentralen geschossübergreifenden Ständer. Dieser ist im Parterre im Zuge der Versteinerung des Gebäudes gekappt worden, endet aber in seiner ursprünglichen Höhe unter dem Bundbalken im Obergeschoss. Auch eine Ständerwand mit liegender Bohlenfüllung im Erdgeschoss stammt aus der Anfangszeit. Die dazugehörige Wandschwelle besteht aus Eichenholz. Sie trennte einen Kellerraum oder Kleinviehstall vom Rest des Grundrisses ab. Ob die Wand in ursprünglicher Länge erhalten ist oder einst bis zum zentralen Ständer lief, war nicht mehr feststellbar, da der betreffende Wandpfosten auf der aussagekräftigen Seite zerstört war.

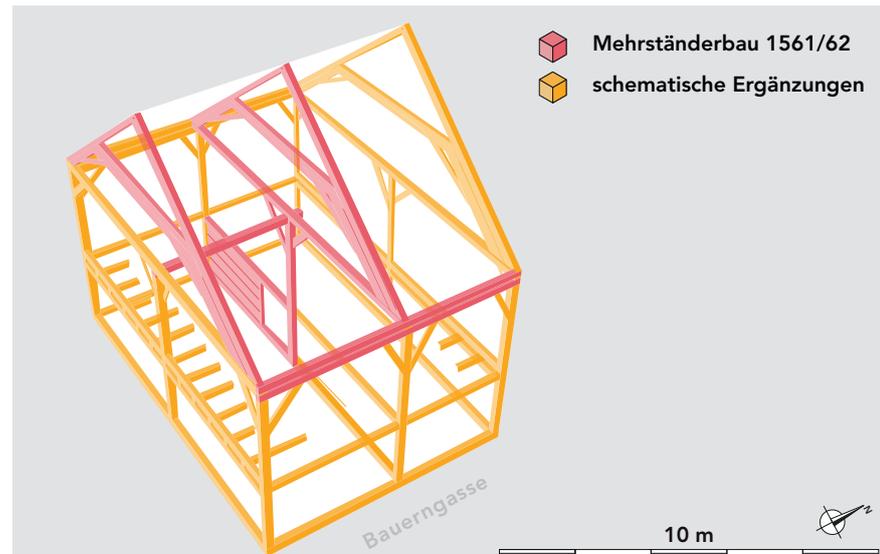


Zumindest im Erdgeschoss ist also mit einer partiellen Unterteilung zu rechnen. Da die relativ früh eingebaute Herdstelle mit Küchenwand sich ebenfalls nicht an der mittleren Achse orientierte, bleibt unklar, ob die erste Innenunterteilung überhaupt auf die zentrale Stütze Rücksicht genommen hat. Wenige weitere Indizien sprechen dafür, dass in dieser ersten Bauphase auch die Aussenwände aus einem Holzgerüst bestanden. Das spätere Steinhäuschen entpuppt sich bei genauerer Betrachtung also als eigentlicher Mehrständerbau, eine Skelettbauweise vorwiegend aus Föhren- und Tannenholz.

Die ursprüngliche Ausdehnung dieses Kernbaus bleibt unbekannt. Der Nordgiebel wurde nämlich mit der späteren Versteinerung um mindestens einen halben Meter zurückversetzt, worauf das Fehlen des randlichen Abbundes und die gekappten Windstreben hinweisen. Das Gebäude hatte jedoch mindestens vier über beide Geschosse hochziehende Eckständer, pro Aussenwand einen ebenso langen Mittelständer sowie den bereits erwähnten Ständer in der Grundrissmitte.

Auf dem Land sind zumindest Wirtschaftsbauten mit geschossübergreifenden Ständern auch noch für die Zeit um 1700 nachweisbar. Eine Grossstadt wie Basel kennt jedoch bereits ab dem Spätmittelalter einerseits Wohnhäuser, bei denen die Geschosse jeweils separat abgebunden sind – als Stockwerkbauten mit mehrstöckigen Unterbauge-

Isometrische
Rekonstruktion des
Kernbaus.



Der Dachraum mit den
verrusteten Balken
von 1561/62.

rüsten –, und andererseits Vorschriften zur Versteinerung von Bauten. Dies zeigt, wie ländlich die Kleinstadt Laufen im späteren 17. Jahrhundert bezüglich Bautechnik noch geprägt gewesen sein muss. Das Dach bestand damals wie heute aus einem Rahmen, in den die Sparren gesetzt wurden. Der eingeschossige liegende Stuhl ist somit

konstruktiv unabhängig vom Unterbau. Deshalb erstaunt auch nicht, dass die Deckenbalken des Obergeschosses wie im Erdgeschoss parallel zur Traufe gelegt sind.

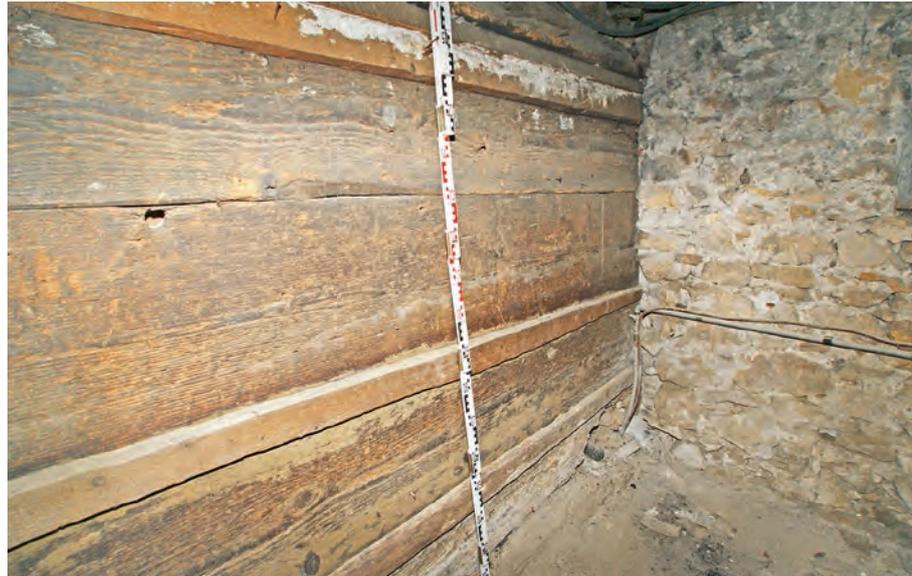
Beim ersten nachweisbaren Ausbau wurde im Erdgeschoss eine zentrale Herdstelle angelegt. Der Kamin zog als eine Art geschlossener Rauchscht durchs Obergeschoss und muss im Dachraum geendet haben, denn der bauzeitliche Stuhl, Sparren und Dachlatten sind noch stark verrusst. Zur selben Zeit erhielt das Obergeschoss eine Innenunterteilung. Eine unter dem mittleren Bundbalken verlaufende Längswand aus in Rähme gestellten Brettern halbierte den Grundriss. Zwei vom Mittelständer abgehende Kopfbänder waren dem neuen Rähm im Weg und wurden entfernt. Fasen am nun eingebauten Deckenrähm berücksichtigten bereits den Wandständer, ab dem heute die Trennwand zwischen Küche und Kammer ansetzt.



Mit der Versteinerung der Fassaden zu einem späteren, ebenfalls nicht genauer eingrenzbaeren Zeitpunkt wurden die ursprünglichen Wandfluchten zu Lasten der Grundrissfläche nach Innen verschoben. Dies erfolgte nach der Versteinerung des südlichen Nachbargebäudes, wie eine grosse Wandnische im Obergeschoss zeigt, deren Rückwand durch die alte Aussenmauer des Nachbargebäudes gebildet wird. Das Erdgeschoss erhielt einen Hausgang und eine vergrösserte Stube. Vom Gang führte eine Türe in den nördlich anschliessenden einstigen Wirtschaftsbau. Die Gestaltung der Fassade stammt aus dem 19. Jahrhundert. Im 20. Jahrhundert erfuhr das Haus eine Erweiterung um 2,5 Meter nach Westen in Richtung Enge Gasse. Die Küche im Erdgeschoss wurde vergrössert, im Obergeschoss entstanden zwei Wohnräume. Das undichte Flachdach des Anbaus führte in den letzten Jahren zu erheblichen Fäulnissschäden.

Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Juni 2014

Im Erdgeschoss trennte eine 1561/62 datierte Bohlenwand einen Keller oder Kleinviehstall vom Wohnteil ab.



Röschenz, Oberdorfstrasse 21: ein Haus gibt Spuren seiner Geschichte preis

Röschenz, Oberdorfstrasse 21. Der mächtige hangseitige Giebel aus der Zeit vor der Erweiterung, mit Anbau.

Das hoch aufragende Wohnhaus mit markantem Giebel im Röschenzer Oberdorf steht auf einer Geländekante über der Lützel. Bereits auf einer Zeichnung des Gemeindebezirkes von 1771 ist das Mehrzweckgebäude mit Anbau eindeutig zu erkennen. Laut dokumentierten Eigentumsverhält-

nissen kaufte Albert Karrer 1885 die Liegenschaft mit Wohnhaus, Scheune, Stall und Sitz «ob der Wäschgasse». Ab 1912 sind vier Parteien als Besitzer verzeichnet, 1923 ersteigerte Theophil Karrer das Anwesen. Dies war wohl der Anlass für den Einbau eines Sandsteinofens mit Inschrift «Théophil Karrer 1925» in der Stube im Erdgeschoss. Die Aufteilung auf vier Parteien zog den Einbau zusätzlicher Küchen und zweier Rauchschlote auf der Ostseite des Hauses nach sich. Noch auf dem aktuellen Kataster sind zudem südlich der Liegenschaft vier lange und sehr schmale, hangwärts gerichtete Wiesenstreifen zu erkennen, die von der Vierteilung der Parzelle zeugen.

Dass die Geschichte des Gebäudes weiter zurückreicht als die recherchierbaren Angaben aus Eigentums- und Grundpfandeinträgen, bezeugen zwei ältere, parallel laufende Mauern. Grösse und Zweck dieses ältesten Baukörpers sind unbekannt. Eine der Mauern steht auf einer älteren, direkt über dem anstehenden Felsen liegenden Kulturschicht mit Brocken gebrannten Lehms, die auf



noch frühere Aktivitäten vor Ort hinweist. Später wurde ein Zweiraum-Haus errichtet, bestehend aus einem Raum mit Eingang und Küche sowie einer angrenzenden, unterkellerten Kammer. In den Keller, der von zwei Fenstern erhellt wurde, gelangte man über eine Treppe von der Küche aus. Unter der Kellerdecke ist die Schwelle des damaligen Hauseingangs zu erkennen. Bereits im Erdgeschoss ist von diesem Bau kein aufgehendes Mauerwerk mehr erhalten. Das aktuelle Gebäude orientierte sich aber an den älteren Mauern.

Leider waren keine geeigneten Bauhölzer vorhanden, die eine jahrringgenaue Datierung ermöglicht hätten. Wann das Haus erweitert und mit dem mächtigen Giebel vollendet wurde, ist deshalb nicht bekannt. Mit diesem Umbau entstand die aktuelle Raumstruktur mit Stuben, Kammern, Küchen und Haupteingang mit Flur auf der Mittelachse. Vorerst existierte pro Etage nur eine Küche mit zentral gelegenem Rauchschlot. Die beiden strassenseitigen Stuben waren mit Öfen und je einer Lichtnische ausgestattet. Die stattlichere

besass in der Wand zur Ökonomie zwei mit Holz ausgekleidete Nischen. Der Dachstuhl mit Balken, die das gesamte Wohnhaus überspannen, stammt aus dieser Bauvphase. Zudem weisen Spuren einer zweiten Treppe auf unterteilte Lagerflächen verschiedener Besitzer im Dachgeschoss. Teile einer

Im Untergeschoss finden sich Spuren eines Gebäudes, das älter ist als das aktuelle Wohnhaus.



Das erste Obergeschoss des Anbaus mit der gemauerten oberen Kammer.

Haspelmaschine, die auf dem Dachboden lagerten, zeugen von der vor Ort betriebenen Posamenterei.

Dank Hinterstopfungen mit Zeitungen liessen sich weitere, kleinere Umbautätigkeiten aus den Jahren 1937, 1954 und den 1970er Jahren feststellen. Im

Sommer 1999 stürzte die Ökonomie ein. Heute sind davon nur noch wenige Mauerruinen vorhanden. Der mächtige Ost-Giebel wurde kaum verändert. Auf der Seite zum Wirtschaftsteil waren immer wieder Flickarbeiten nötig, weil die hangseitige, südöstliche Hausecke abzurutschen drohte, was neue Aufmauerungen erforderte. In der strassenseitigen Fassade wurden im 19. Jahrhundert die Eingangstür und Fenster erneuert.

Der Anbau im Südosten des Wohnhauses wird landläufig als «Buchhuus» bezeichnet. «Buch» nimmt Bezug auf die Buchenasche, die als Lauge für die Wäsche benutzt wurde. Der dreigeschossige Schopf unbestimmten Alters mit Bühne und Dachraum ist dreiseitig massiv gemauert. Die Seite zum Hofplatz ist offen gehalten. Ein Naturboden und mehrere schlitzartige Fenster zeichnen das Gebäude als Wirtschaftsbaus aus. Drei Balkenlöcher in der Wohnhausfassade zeigen, dass es einen Vorgängerbau ablöste.



Bald wurde der Schopf an der hangseitigen Mauer im Erdgeschoss mit einer Feuerstelle ausgestattet. Ein Schlot führte in den Dachraum, wo der Rauch frei durch die Dachhaut entwich. Der Zweck dieser ersten Feuerstelle bleibt unbekannt.

Zu einem späteren Zeitpunkt erfolgten der Einbau von je zwei Eckkammern und Treppen sowie die Vergrößerung einiger Fenster. Da der erste Schlot den Kammerwänden im Weg stand, wurde er abgebrochen und leicht versetzt in den Kammern wieder aufgemauert. Auch hier trat der Rauch frei aus dem Dach. Beide Räume erhielten eine verputzte und isolierte Decke. Die Kammerwände des Obergeschosses – vielleicht ein Magdzimmer – waren zudem säuberlich verputzt und scheinen einen Arbeitsplatz, etwa für einen Haspelstuhl, beherbergt zu haben. Die nur partiell grob verputzten Mauern und der Holzboden im Erdgeschoss sprechen eher gegen eine dort vermutete Waschküche.

Durchführung und Bericht: Anita Springer und Claudia Spiess
Oktober 2013 bis Juli 2014

Der dank Jahreszahl datierte Ofen von 1925. Die Symbolik des Dekors bedarf noch der Entschlüsselung.



Rünenberg, Gasthaus Löwen: eine Gaststube mit ungewöhnlichem Zierrat

Rünenberg, Löwen. Die strassenseitige Fassade des Gasthauses und der ehemaligen Metzgerei.

Das Gasthaus Löwen in Rünenberg steht im Oberdorf an der Hauptstrasse nach Kilchberg. Die Strassenseite mit dem zweistöckigen und vierachsig befensterten Gasthaus bildet mit dem direkt südlich angrenzenden Stall und Tenn einen Mehrzweckhof und zusammen mit der anschliessenden

Liegenschaft Hauptstrasse 2 einen Gebäudekomplex. Stall und Tenn sind heute bereits umgebaut. Ein Gesuch für Umbau- und Renovationsarbeiten machte auf das Gasthaus aufmerksam.

Die Schriftzüge «Metzgerei» über der Eingangstür, mit stilisiertem Metzgerbeil, der Inschrift «HICO» und Jahreszahl 1827 im steinernen Türsturz, weisen auf ein weiteres Gewerbe unter demselben Dach. Die Fassadengestaltung passt in diese Zeit. Tapetenschichten aus dem Biedermeier belegen, dass der an der Hausrückseite erweiterte Gasthausbereich vollständig aus der Zeit des Umbaus von 1827 stammt.

Dass die Geschichte des Gebäudes weiter zurückreicht, belegt der Schlussstein des zugemauerten fassadenseitigen Kellerzugangs mit dem Datum «1765» und der Darstellung von Glas und Kanne. Nach einer zweitägigen Untersuchung zeigte sich, dass sich dieses Datum auf die Errichtung eines Kernbaus mit nahezu quadratischem Grundriss bezieht. Die bauzeitliche Tiefe des Hauses ist

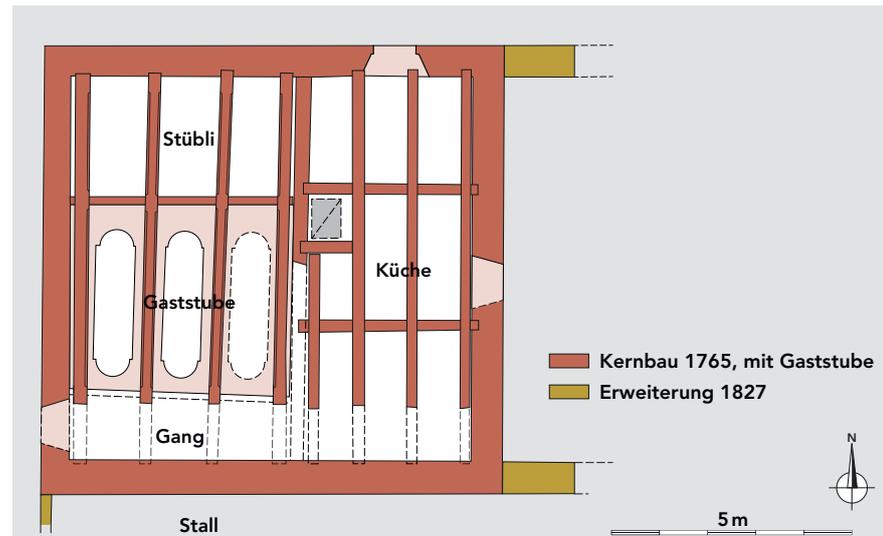


an den Unebenheiten auf der Putzoberfläche des Nordgiebels zu erahnen. Der Grundriss des Kernbaus von 1765 bestand aus der Gaststube, einer im Norden mit einer Trennwand separierten Kammer, dem «Stübli», einem der Stallmauer entlangführenden Gang und einem rückwärtig gelegenen, grossen langgestreckten Raum. Dieser wurde mit zwei Unterzugsbalken und wahrscheinlich hölzernen Trennwänden dreigeteilt: Im Mittleren lag die Herdstelle der Küche mit dem Einfeuerungsloch des Stubenofens. Den Nordteil mit Fenster bildete wohl ein zur Küche zugehöriger Bereich. Im südlichen, an den Gang angrenzenden Drittel ist die Stiege in die obere Etage anzunehmen. Über sie gelangte man wohl zu den Gästekammern. Die Kellertreppe scheint heute noch am ursprünglichen Ort zu sein. Unterkellert waren zur Bauzeit nur Gaststube und «Stübli». Eine zentrale Eichensäule unterstützt noch heute die Deckenbalken des Kellers.

Einen für ein Wirtshaus wenig überraschenden Befund stellt die Deckenmalerei der Gaststube dar.

Wie die Untersuchungen des Restaurators Stefan Buess gezeigt haben, sind die in die Balken eingeschobenen Deckenbretter mit einer hellgrauen Kalkkasein-Farbe bemalt. Darauf wurden mit dem Pinsel helle und dunkle Farbe gespritzt sowie Striche gezogen. Die von der Bemalung ausgesparten

Grundriss der
Gaststube von 1765
mit der Deckenmalerei.



**Politisches Statement
oder Zufall? Eine ganze
Reihe eingeschlagener
Baslerstäbli in einem
Balken der Wirtshaus-
decke.**

Deckenfelder mit halbrunden, geschulterten Abschlüssen wurden dunkelgrau gefasst, und in den seitlich abschliessenden Halbkreiszentren wurde je ein Punkt gesetzt. Nur zwei dieser Deckenspiegel sind erhalten geblieben, ein Dritter ist aber anzunehmen. Offensichtlich war es dem Wirt wichtig, seine Gaststube schön auszugestalten.



Eine weitere Entdeckung sind eine Reihe in die Deckenbalken eingestanzter Baslerstäbli. Weil die Prägung erst nach dem Farbauftrag erfolgte, kann es sich nicht um Markierungen von Waldbesitzern, Flössern oder dem Holzhandel handeln. Derartige Schlagmarken sind bisher erst von wenigen anderen Orten im Baselbiet bekannt. Brisant ist, dass die Gemeinde Rünenberg während den Trennungswirren 1830–1833 als eine der letzten Gemeinden der Landschaft die politische Verbindung zur Stadt aufgab. Die Erweiterung des Gasthauses von 1827 fällt genau vor diese Zeit. Wurde hier Präsenz markiert, oder waren einfach ein paar Waldarbeiter nach getaner Arbeit im Gasthaus eingekehrt und trieben das für das Schlagholz gedachte Hoheitszeichen einfach nur aus Übermut in die Deckenbalken der Gaststube?

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
August 2014



links:
Die durch
Verschmutzung
braun verfärbte
Deckenmalerei in der
Gaststube vor der
Restaurierung.

rechts:
Die Eichensäule von
1765 stützt noch heute
die Kellerdecke.

Liesberg, Schulgasse
2 und 10. Im Vorder-
grund das «Stöckli»,
dahinter der spät-
gotische «Meierhof».



Liesberg, Schulgasse 2 und 10: ein Kleinhaus und ein neuer Bau in alter Technik

Die geplante Renovation eines «Stöcklis» ermöglichte der Archäologie Baselland die Untersuchung eines Gebäudeensembles an der Dorfstrasse mitten in Liesberg, das hinsichtlich Erscheinung, Funktionalität und Bautechnik aussergewöhnlich ist. Die an der Geschichte ihrer Liegenschaft sehr interessierte Bauherrschaft gewährte uns neben dem freien Zutritt ins kleine Wohnhaus zusätzlich Einsicht ins Hauptgebäude – den spätgotischen Meierhof – sowie in die angebaute, vom Zerfall bedrohte Ökonomie. Die detaillierte Dokumentation des Hauptbaus steht noch aus. Es wird angestrebt, die Gebäudegruppe unter kantonalen Denkmalschutz zu stellen.

Das «Stöckli» steht im Vergleich zum Herrschaftshaus um einem Winkel von 45 Grad abgedreht in der unteren Parzellenecke. Es scheint den letzten vorhandenen Bauplatz ausgefüllt zu haben. Damit es nicht zu weit auf die Strasse ragte, wurde von Beginn weg die östliche Hausecke gekappt, wodurch ein fünfeckiger Grundriss entstand. Dieser erstreckt sich auf etwa 55 Quadratmetern und ist pro Geschoss jeweils einen Raum breit und zwei

Räume tief. Die beiden Wohngeschosse stehen auf einem von aussen zugänglichen Gewölbekeller mit später eingebauter Zwischenmauer. Die Küche befindet sich im Erschliessungsbereich des Erdgeschosses. Die anstossende Stube wurde mit einem Sparofen beheizt, der bei Untersuchungsbeginn jedoch bereits entfernt war. Beide Geschosse

Blick auf den Ökonomieteil des Meierhofs von Nordwesten.



Ausstattungsdetails unterschiedlichen Alters: Bei Türen sind die Beschläge häufig älter als das Blatt.

besitzen Einschubdecken. Der Zugangsbereich im Obergeschoss ist durch einen Treppendeckel verschliess- und somit als eigenes Kämmerchen nutzbar.

Vier Sparrenpaare bilden das Dachgerüst. Die beiden äusseren ruhen jeweils auf liegenden Streben,

die von der Fusschwelle bis unter die Firstpfette ziehen. Die Mittelpfetten sind talwärts in die liegenden Streben verzapft und vernagelt sowie hangseitig mit diesen überblattet und in der Giebelmauer verankert. Zusätzlich ist die Konstruktion beidseitig mit zwei über die ganze Länge ziehenden Windstreben verstärkt. Ein Verbindungswändchen zwischen dem Häuschen und dem Meierhof weist Reste von genagelten Feder-schindeln auf – eine im Baselbiet nur noch selten anzutreffende Wandverkleidung, die dem Witterungsschutz diente. Der Einbau von barocken Bauteilen wie Beschlägen darf nicht darüber hinweg täuschen, dass es sich hier um ein junges Gebäude aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts handeln muss: Es ist auf dem Liesberger Katasterplan von 1847 noch nicht eingezeichnet.

Auf der anderen Seite des Ensembles liegt die Ökonomie, die als selbstständig errichteter Bau mit ihrem südlichen Giebel an den Meierhof anschliesst. Sie ist als dreischiffige Mehrständerkonstruktion mit gemauertem Sockelgeschoss und einem in Fachwerk ausgeführten Obergeschoss



ausgebildet. Der in der Mitte von Traufe zu Traufe durchführende Futtergang – die Tenne – ist von beiden Seiten durch rechteckige Scheunentore zugänglich. Die Holzelemente der Westfassade bestehen aus wetterfesterem Eichenholz, an der Ostseite musste das auch in den anderen Bereichen verbaute Nadelholz genügen. Ein drei Meter breiter Schärmen schützte jedoch diese Fassade gut, so dass sich im oberen Torflügelbereich noch geometrische Schnurschläge aus Kohlestaub erhalten haben. Vergleichbare Tenntorverzierungen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – meist in Rot, Schwarz und geometrisch gehalten – finden sich noch in diversen Baselbieter Gemeinden (vgl. Jahresbericht 2009).

Ein bisher einmaliger Befund im regionalen Baubestand sind die lediglich auf drei Seiten ausgelegten und mit zwei Zapfenschlossern gesicherten Schwellen, die das Mittelschiff im Bereich des östlichen Tenntors fixieren. Zur Einfahrt ins Tenn war eine vor die Schwelle gelegte Rampe aus Brettern nötig. Speziell ist die Konstruktion im Weiteren durch eine im Aussengerüst über dem

gemauerten Erdgeschoss partiell erhaltene Mauerschwelle mit darin vernutetem Geschossriegel. Obwohl mit dieser Konstruktion kein kraftschlüssig verbundener Schwellenrahmen erreicht wurde, weisen die lediglich in der Ostfassade auftretenden Zapfenschlösser sowie das Fehlen derselben auf der Gegenseite darauf hin, dass sie von Anfang

Das Schwellenschloss
bei der Tenneinfahrt im
Osten.



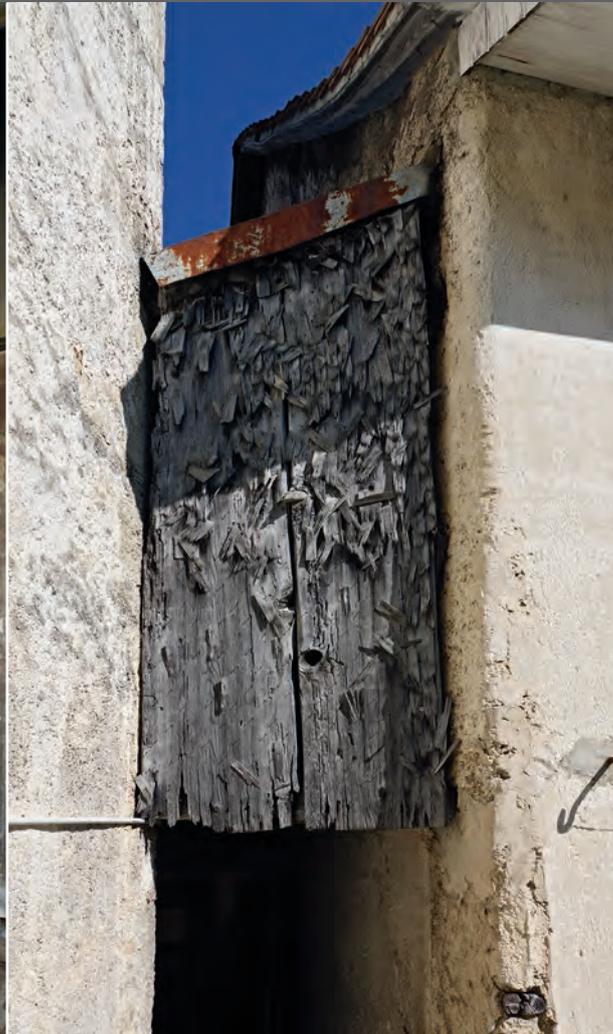
Die bauzeitliche
Stallwand mit
liegenden Bohlen.

an so geplant war. Der Grund für das asymmetrische Gebäudekonzept bleibt unbekannt. Sollten die quer zum Hang liegenden Schlösser etwa dem Hangdruck besser standhalten? Erwähnenswert sind zudem die beiden Stallwände aus 13 bis 15 Zentimeter dicken, liegend in die Wandständer eingeneteten Bohlen.



Das altertümlich anmutende Gebäude wurde in dieser Form erst im Jahr 1761 erbaut. Die seitlich untergebrachten Ställe hat man spätestens ab 1821 intern nochmals unterteilt. Sie dienten fortan vier Parteien zur Rindviehhaltung. Im selben Jahr erfuhr die Ökonomie weitere kleinere bauliche Veränderungen, etwa einen Schopfanbau im Nordosten. Der sehr schlechte Zustand der Bausubstanz macht einen Abbruch wahrscheinlich unausweichlich.

Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
November 2014



links:
Unten rechts und links über dem Rundbogentor sind die Schwellbalken der Konstruktion des Wirtschaftstrakts zu erkennen.

rechts:
Das Holzwändchen zwischen den beiden Liegenschaften war einst mit genagelten Federschindeln verkleidet.

Gelterkinden, Rünenbergerstrasse. Blick im Bierkeller in Richtung Norden. Die gestapelten Tonplatten stammen vom Nordteil des Kellers und haben sich vom Boden gelöst, als der im Keller deponierte Aushub entfernt wurde.



Gelterkinder, Rünenbergstrasse: die Auferstehung eines Bierkellers

Im 19. Jahrhundert gab es landauf, landab eine grosse Menge an Kleinbrauereien. Sie alle hatten ein gemeinsames Problem: Ihr frisch gebrautes Bier sollte möglichst lange haltbar bleiben. Dies war in der Zeit vor der Erfindung der Pasteurisierung nur durch Kühlung zu bewerkstelligen – beispielsweise indem man es direkt nach dem Brauvorgang in sogenannten Bierkellern einlagerte. Diese füllte man im Winter mit Eisblöcken, die in den wärmeren Monaten mithalfen, die Temperatur konstant tief zu halten.

Auch die 1862 gegründete Gelterkinder Brauerei Farnsburg besass einen solchen Bierkeller. Er befand sich an der Strasse nach Rünenberg in der «Weielen» und wurde vermutlich Anfang der 1880er-Jahre gebaut. Das für die Kühlung benötigte Eis brach man zuerst aus den Teichen in der Weihermatt, später nutzte man die beiden grösseren Eisweiher an der Rickenbacherstrasse.

1907 wurde die Brauerei Farnsburg an die Brauerei Warteck verkauft und die Produktion sofort nach

Basel verlagert. Ab diesem Zeitpunkt dürfte auch kein Bier mehr den Weg in den Keller gefunden haben. Er blieb aber bis in die 1930er-Jahre bestehen – das vorläufige Ende ereilte ihn erst, als er teilweise mit Aushubmaterial, das beim Bau eines nahen Munitionsdepots anfiel, aufgefüllt wurde.

Blick vom Gewölbescheitel hoch in den Entlüftungsschacht.



**Blick aus dem Zugangsstollen in Richtung Rünenbergerstrasse
Links und rechts sind die Angeln von einem der drei Tore zu sehen.**

Da auch der Eingang zugeschüttet wurde, geriet der Bierkeller im Laufe der Jahre fast in Vergessenheit.

Anfangs 2014 nahm sich der frisch gegründete «Verein Bierchäller» vor, das kulturhistorische

Denkmal wieder zugänglich zu machen. Mit Hilfe von schwerem Gerät wurde bereits im Dezember 2013 der Eingang zum Zugangsstollen freigelegt. Es stellte sich heraus, dass nur die vordersten Meter beschädigt waren. Der Bierkeller selbst hatte die 80 Jahre seit seiner Zuschüttung schadlos überstanden. Die Archäologie Baselland dokumentierte den Bierkeller vor den nötigen Sanierungsmassnahmen. Dabei kam zum ersten Mal ein Laserscanner zu Einsatz, der den Bierkeller innert kurzer Zeit komplett dreidimensional erfasste.

Der 11 Meter lange, 4,8 Meter breite und 4,1 Meter hohe Keller war über einen 14 Meter langen, leicht gegen Süden abgedrehten Stollen zugänglich. Sein Fassungsvermögen beträgt etwa 160 Kubikmeter. Sowohl der Zugang wie auch der Bierkeller selbst schliessen mit einem Tonnengewölbe. Für den Bau der Seitenwände und des Gewölbes wurde der lokal anstehende Kalkstein gebrochen. Das gesamte Bauwerk wurde im Tagebau erstellt und nach seiner Fertigstellung mit Kalksteinblöcken und Erde zugedeckt. Der Bierkeller verfügt am hinteren Ende über einen rund sieben Meter



hohen, senkrecht nach oben laufenden Entlüftungsschacht. Dieser war zur Kontrolle der Luftfeuchtigkeit wichtig. Eine zu hohe Feuchtigkeit hätte die Bildung von Schimmel begünstigt. Der Boden war mit Tonplatten bedeckt. Entlang der nordwestlichen Wand verläuft eine Bodenrinne, über die das Schmelzwasser des Eises mit einem Gefälle gegen den Zugangsstollen abgeleitet wurde.

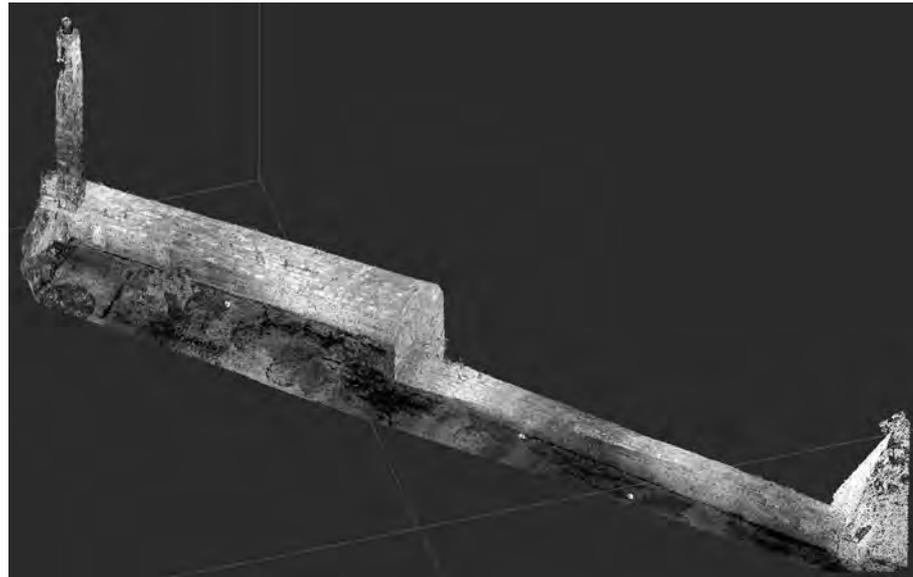
Eine Doppeltüre am Eingang zum Stollen und eine weitere an dessen Ende bildeten eine Art Schleuse, um die kalte Luft auch während der heissen Monate möglichst im Keller zu halten. Auch die Lage des Bierkellers in einem nach Nordosten gerichteten und somit wenig sonnenbeschienenen Hang begünstigte eine lange Speicherung der Kälte.

Das Bauwerk an der Rünenbergerstrasse ist einer der wenigen übrig gebliebenen Baselbieter Bierkeller und somit ein wichtiges Zeugnis der Braukultur des 19. Jahrhunderts. Es ist sehr erfreulich, dass dieses kulturhistorische Denkmal nun wieder

zugänglich ist, dank dem Engagement des «Ver eins Bierchäller» und der Unterstützung durch den Swisslos-Fonds des Kantons Basel-Landschaft.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
April bis Juni 2014

Längsschnitt durch die mit 3D-Laserscanner dokumentierte Anlage mit Zugangsstollen (rechts), Keller und Entlüftungsschacht.



Brislach, Holzgasse: Bauforschung im Untergrund

Brislach, Holzgasse.
Unter dem schlichten
Schachtdeckel verbirgt
sich ein mehrere Meter
tiefer Sod.

Brislach liegt in der Talsohle der Lüssel, und diverse Bäche führen durch das Gemeindegebiet. Zahlreiche Wasseradern der umliegenden Hänge speisen Brunnen und Waschhaus. Doch nach einer Bohrung für Erdwärme versiegte eine wichtige Quelle an der Holzgasse – Anlass für die Archäologie Baselland für eine kurze Befundaufnahme.

Bereits im Jahresbericht 2006 liest man über die Bedeutung von Quelfassungen und Brunnenstufen als relativ unbekanntes Bautyp und wichtiges Kulturgut der Baselbieter Geschichte. Beinahe unsichtbar und häufig in Vergessenheit geraten, verbirgt sich unter einfachen Schachtdeckeln oft ein mehrere Meter tief in den Untergrund reichender Schacht oder eine gemauerte Gewölbekammer, stets auch ein spezielles Biotop für kleine Höhlen- und Wasserlebewesen. Schriftliche Hinweise über Sode sind wenig bekannt, da es sich überwiegend um Privateigentum handelte und sie häufig in Verkaufsverträgen keine Erwähnung fanden. Oft besaßen ein oder zwei Häuser das Benutzungsrecht an einem Brunnen. Vereinzelt finden sich bei Bauuntersuchungen noch gemauerte, wenige Meter tiefe Wasserlöcher oder Kanäle zur Fassung von Hangwasser in Kellern.

Vor allem für höher gelegene Dörfer auf Jurakämmen spielte die Wasserversorgung seit jeher – bis



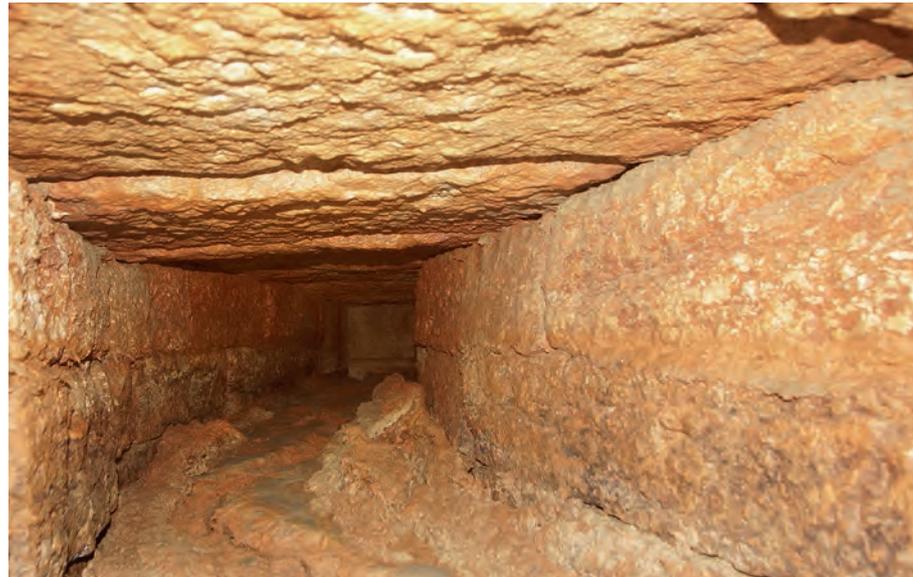
zur Einführung von Pumpwerken – eine zentrale Rolle. Wasserknappheit war wegen Niederschlagsarmut und den wenigen Quellen auf den Jurahöhen keine Seltenheit. Adern wurden in Teuchel-, später Tonröhren gefasst. Sie versorgten die Dorfbrunnen. Der Überlauf wurde in die Sode geleitet, um diese für trockene Zeiten aufzufüllen. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Wasser für den Haushalt Grossteils noch aus Brunnen oder Soden geholt. Um der Ausbreitung von Cholera und Tuberkulose entgegen zu wirken, wurden diese aber bald zugeschüttet.

Binningen beispielsweise erfuhr nach der Kantontrennung einen professionellen Ausbau der Wasserversorgung. Inwieweit der Herrschaftswechsel auch Auswirkungen auf die Modernisierung der Wasserversorgung der übrigen Landgemeinden hatte, bedarf noch weiterer Forschung. Jedenfalls engagierte sich die Baselbieter Regierung für die von Wasserknappheit betroffenen Gemeinden, in-

dem sie externe Quellensucher, sogenannte «artistes fontainier», einstellte.

Örtliche Leitung: Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
April 2014

Einblick in den aus Kalksteinplatten gemauerten, 65 Zentimeter breiten Kanal, der das Quellwasser in den Sod geleitet hat.





Fundabteilung

Im Berichtsjahr 2014 nahm die Fundabteilung 105 Fundkisten und 28 Probenkisten von 34 neuen Fundstellen entgegen. Diese gesellten sich zu den Funden aus den vorausgegangenen Jahren, deren Inventarisierung wegen des Grossprojektes «Römischer Gutshof von Laufen-Müschhag» zurückgestellt werden musste. Da die Fundabteilung ab Mitte Jahr statt mit 90 nur noch mit 60 Stellenprozent besetzt war, galt es von Anfang an, klare Prioritäten zu setzen.

Während Sandra Billerbeck die Funde von Kloster Schöntal auswertete und anschliessend Metallfunde von der Ruine Pfeffingen und botanische Proben der Ruine Riedfluh erfasste, beschäftigten sich Johann Savary und die Schreibende schwerpunktmässig mit dem Konzept zur Inventarisierung der Altgrabungen. Das Jahresziel war die Hochrechnung der Arbeitsstunden, die das EDV-Erfassen des gesamten Inventars aller Altgrabungen im Depot benötigen würde. 2013 waren bereits alle 2410 Kisten mit dem Fundmaterial von 1361 Fundstellen gesichtet und die Angaben bezüglich des Füllgrades der Kisten und des Bearbeitungsstandes der Funde registriert worden. Statistisch liess sich so eine Zahl von rund 770 000 Funden errechnen. Was dies für die systematische Rückerfassung aller Altfunde – zwingende Grundlage für eine effiziente Betreuung – bedeutet, erfahren Sie auf den folgenden Seiten.

Neben diesem das ganze Jahr beanspruchenden Projekt hat das Team 88 Klein- und Teilinventare erfasst.

Christine Gugel

<

Die archäologischen Untersuchungen im Schöntal bei Langenbruck klärten nicht nur architektonische Fragen zum mittelalterlichen Kloster, sondern brachten auch ein reiches Fundmaterial ans Licht. Es wurde im Hinblick auf die geplante Publikation bearbeitet.

Neue «Benchmarks» für alte Funde

**Ungewohntes Gerät:
Bei der Inventarisierung kam letztes Jahr
die Stoppuhr zum
Einsatz.**

Will man eine Sammlung effizient verwalten, muss man wissen, was in ihr steckt. Ein Grobinventar ist die Grundvoraussetzung, um Objekte auszuleihen, für Forschungsarbeiten zur Verfügung zu stellen oder ihren Zustand überwachen zu können. Kurz: ohne ein Fundverzeichnis ist es

schwierig, einzelne archäologische Gegenstände überhaupt wiederzufinden.

Aus diesem Grund arbeitet die Archäologie Basel-Land an einem Konzept, um die zahlreichen Fundobjekte aus Altgrabungen, die ohne Detailinventar in den Depots lagern, erfassen zu können. Erstes Ziel war die Evaluation eines Mengengerüsts. Diese Arbeiten erfolgten bereits 2013. Im Berichtsjahr ging es nun darum, «Benchmarks» für die Rückfassung dieser Altbestände zu setzen, um zu erfahren, wieviel Zeit diese Arbeit beanspruchen wird.

Beim Sichten des Fundmaterials wurden 15 verschiedene Bearbeitungsstände angetroffen: Da waren Funde teilweise angeschrieben, mit alten oder neuen Inventarnummern versehen, manche einem Befund zugeordnet, hatten eine Fundkomplexnummer, bei anderen muss für eine nachträgliche Fundkomplexnummernvergabe erst die Grabungsdokumentation studiert werden. Je nach Bearbeitungsstand ist das Inventarisieren einer



Fundstelle also unterschiedlich zeitaufwendig. Für die Hochrechnung wurde pro Bearbeitungskategorie eine Testgrabung bestimmt, für die wir beim Inventarisieren jeden Arbeitsschritt minutiös mit der Stoppuhr massen: die Dokumentationsdurchsicht, das Auslegen, Lackieren, Anschreiben der Scherben, das EDV-Erfassen samt Konkordanzverweisen auf alte – unter Umständen bereits publizierte – Inventarnummern bis zum Einpacken der Funde.

Auf diese Weise wurde der effektive Zeitaufwand für eine Grabung einer bestimmten Kategorie eruiert. Die «zeitgünstigste» kostet eine Minute und die «zeitaufwendigste» fünf Minuten pro Fund. Auf der Basis dieser Werte wurde ein Berechnungsschlüssel entwickelt. Das Ergebnis der Berechnungen für die Nachinventarisierung sämtlicher Altgrabungen ist erschlagend: Zwölf Jahre benötigt eine zu 100% angestellte Person, um alle Inventare zu erstellen und zu erfassen!

Für die Zukunft braucht es deshalb klare Prioritäten für die Reihenfolge der zu inventarisierenden Altgrabungen.

Bericht: Christine Gugel

Schritt für Schritt zum erfassten Fund: Auslegen, lackieren, anschreiben und Eintrag in die Datenbank.

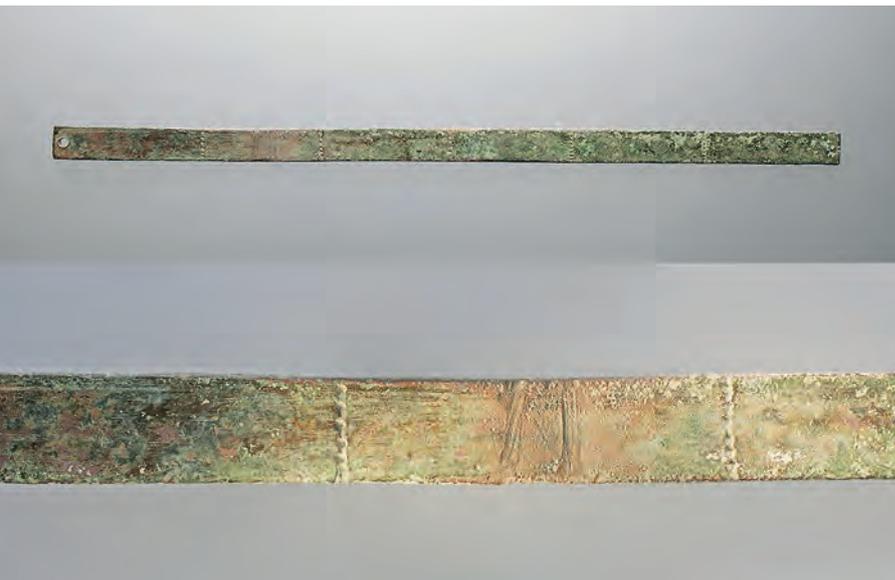


E halbi Elle vo Prattelle ...

Pratteln, Kästeliacker:
Die halbe Elle kam im
Bereich der römischen
Villa zum Vorschein
(unten Detail des
Massstabs).

Unter den zahlreichen Funden, die in den letzten Jahren bei der Archäologie Baselland abgegeben wurden, findet sich auch ein auf den ersten Blick unscheinbarer Metallstab, den Fritz Sutter auf dem Areal der römischen Villa Kästeli in Pratteln aufgelesen hat. Die darauf eingeschlagenen Unterteilungen führten schnell zum Schluss, dass es

sich um einen Massstab handeln muss, die Frage war nur, welches Mass das 23,2 Zentimeter lange Objekt darstellte. Die Lösung lag schliesslich im Loch am einen Ende: Misst man nur die Strecke bis zu dessen Mitte, kommt man auf 228,5 Millimeter, was ziemlich genau einer halben römischen «Handelselle» von – gemittelt – 444,3 Millimetern entspricht. Man kann also von einem Faltmassstab sprechen, dessen zweite Hälfte leider nicht erhalten ist.



Dinge zu messen und zu vergleichen ist wohl ein Urtrieb. Wichtigkeit erlangte diese Fähigkeit, als die Menschen begannen, mit Waren zu handeln und Gebäude nach Plan zu errichten. Wann dies genau der Fall war, ist kaum nachzuweisen. Viele Forscher meinen aber, bereits in den Häusergrundrissen des Neolithikums feste Masse zu erkennen. In einem Tempel von Nippur (Mesopotamien, im heutigen Irak) wurde der älteste dingliche Massstab gefunden, der auf etwa 2800 v. Chr. zu datieren ist und Nippur-Elle genannt wird. Allgemein wurden die ersten Masse nach Köperteilen benannt (Fuss, Elle, Handbreit, Fingerbreit etc.), und

man verstand darunter in verschiedenen Zeiten und Regionen unterschiedliche Längen. Dies änderte sich erst in der Neuzeit mit der Einführung des metrischen Systems – das sich aber in weiten Teilen der Welt, zum Beispiel in den angelsächsischen Ländern, nicht gänzlich durchgesetzt hat.

Der Massstab von Pratteln ist in sechs kleinere Einheiten à je zwei Fingerbreit («Doppel-Digiti») unterteilt. Rechnet man diese auf das ursprüngliche Objekt, kommt man auf eine Zahl von insgesamt 24 Digiti – eine in römischer Zeit durchaus verbreitete Unterteilung für eine Elle. Interessanterweise hat man es bei der Unterteilung des Massstabes nicht sehr genau genommen: Die Abstände zwischen den Strichen schwanken zwischen 35,1 bis 40,9 Millimetern. Solche Unregelmässigkeiten sind aber in römischer Zeit normal, wie andere Massstäbe zum Beispiel aus Vindonissa zeigen.

Spannend wäre es natürlich zu wissen, was mit der Elle in Pratteln eingeteilt wurde. Da Gebäude meist in Fussmassen errichtet wurden, ist eher von einem Einsatz im handwerklichen Bereich oder

von Handelswaren auszugehen. Vielleicht wurden mit dem Objekt Erzeugnisse für den Markt im nahegelegenen Augusta Raurica abgemessen.

Bericht: Andreas Fischer

Die so genannte Nippur-Elle aus einer Kupferlegierung, 110,35 cm lang und 45,5 kg schwer, um 2800 v. Chr. (Wikipedia, Aeroid).



In einer so genannten «Kundschaft», einer notariell beglaubigten Zeugeneinvernahme von 1466, wird erwähnt, dass die Bauern Hanns Fust und Hanns Banhalder beim Pflügen «in dem Bann zu Brattelen» sehr wertvolle «vergraben münz» gefunden hätten (Staatsarchiv Baselland).

124

haben sich noch zu gehört, Si auch die vier dore
 sechs funden empfangen und zubacht haben/son manig:
 ligo wider sprachen. Dint die obgesetzten und zum
 ersten gemeldeten gegien alle was gort und agent
 singelligtigen das si plang und si gedentent von
 sech werden witten und grosstatten gegort haben/daz
 alle verbergen seget und güt. In dem Bann zu Brattel-
 len und Fankendortt gefunden den Bann zu der
 selben Dorffe zu gegort haben und zu gegien sollen/
 Dint fundelic gegort sich, yet by daz zehen sech
 vorgegangen ungemelt, haben die obgenanten Hanns
 fust und Hanns Banhalder mit man gffung In
 und uff güt In dem Bann zu Brattelen gelegen/
 vergraben münz funden und restt sich die münz si
 Hanns fust / gefunden hat by daz zehen gütten. Vort
 und das si der genant Banhalder funden hat by rest
 zehen pfunden, Dint haben dieselben zwen Manig
 Hanns Banhalder und Hanns fust / silch gefunden gelt/
 den obgenanten güt Hanns Banhalder geben und
 überantwortet. Dint sagen die obgenanten Hanns
 fust und Hanns Banhalder das si siwere rumb silch
 gefunden gelt werden rechtliche ant unordet
 worden.

Ein spätrömischer Münzhort in Pratteln, entdeckt im Jahre 1448?

Eine der ältesten «Fundmeldungen», die das Kantonsgebiet betreffen, stammt aus Gerichtsakten von 1466, die im Staatsarchiv Baselland aufbewahrt sind und auf die vor einigen Jahren Dorothee Rippmann aufmerksam gemacht hat. Gemäss der Quelle sollen die Bauern Hanns Fust und Hanns Banhalder um 1448 beim Pflügen im Prattler Bann auf einen oder zwei Münzschätze gestossen sein. Diese gingen an den Dorfherrn Hans Bernhard von Eptingen, danach verliert sich ihre Spur. Keine einzige Münze ist erhalten geblieben, und doch haben wir eine Vorstellung von der Bedeutung der Entdeckung: Fusts Fund wird nämlich mit einem Wert von 13 Gulden beziffert, Banhalders mit einem solchen von 18 Pfund, was in Silber dem Wert von ebenso vielen Gulden entspricht.

Der Betrag von 31 Gulden stellte damals also einen enormen Wert dar. Dies schliesst aus, dass es sich um einen der üblichen Münzschätze des späten 3.

Jahrhunderts handelte, wie sie beispielsweise aus dem benachbarten Muttenz bekannt sind. Diese sind zwar sehr umfangreich, bestehen jedoch lediglich aus Kupfermünzen mit einem geringen Silbergehalt – frisch aus dem Boden und ohne moderne Konservierung ein eher unspektakulärer Anblick.

Möglicherweise stammt Fusts Fund von 1448 aus dem Areal der römischen Villa Kästeli, das 2006–2009 archäologisch untersucht wurde.



Pratteln, Kästeli.
Solidus des Kaisers
Valentinian I., geprägt
367–375 n. Chr.,
Vorderseite. M 2:1.

Viel eher ist davon auszugehen, dass damals Edelmetallmünzen entdeckt wurden – nach den überlieferten Werten zu schliessen vielleicht ein Hort mit Gold- und einer mit Silbermünzen.

Eine mögliche Spur zu dieser Interpretation führt ins 21. Jahrhundert: 2003 suchte eine Prattler

Schulklasse im Rahmen ihres Geschichtsunterrichts unter der Anleitung von Fritz Sutter den grossen Acker im Kästeli ab, in dem die Reste eines grossen römischen Gutshofs stecken (vgl. Jahresbericht 2009, S. 34 ff.). Kurz danach ging einer der Schüler auf eigene Faust nochmals über das Feld und fand dabei eine Goldmünze.

Dank Hinweisen von Fritz Sutter sowie der Lehrerin Regina Schäublin gelang es schliesslich, den damaligen Finder, Sven Schwander, 2014 namhaft und ausfindig zu machen. Er überliess den wertvollen Fund dankenswerterweise der Archäologie Baselland zur Bearbeitung.

Es handelt sich um einen so genannten Solidus, eine Goldmünze im Gewicht von 4,43 Gramm, die unter Kaiser Valentinianus I. in den Jahren 367–375 n. Chr. in Trier geprägt worden ist. Die Vorderseite zeigt das Portrait des Kaisers und die



Umschrift D(ominus) N(oster) VALENTINI-ANVS P(ius) F(elix) AVG(ustus) (= unser Herr Valentinian, der pflichtbewusste glückliche Kaiser). Auf der Rückseite sind Valentinian und einer seiner Mitkaiser (Valens oder Gratianus) frontal sitzend dargestellt, dazwischen eine Victoria (Siegsgöttin). Die Umschrift lautet VICTOR-IA AVGG (Victoria augustorum = der Sieg der Kaiser). Unten die Münzstättenbezeichnung TROBS (TR[reveri] OB[ryzum] S[ecunda]: Trier, aus reinem Gold, zweite Werkstatt).

Goldmünzen dienten nicht den alltäglichen Kleingeschäften, sondern sie wurden sorgfältig verwahrt und nur für grössere Transaktionen verwendet. Dementsprechend sind sie seltene Funde. Unter den Tausenden von Münzfunden im Gebiet des spätrömischen Kastells von Kaiseraugst fanden sich in den letzten 60 Jahren nur gerade drei Solidi. Es ist demnach nicht ausgeschlossen, dass der Soli-

cus von Pratteln im späten vierten Jahrhundert bewusst versteckt worden ist, vielleicht als Teil eines jener Münzschatze, die man bereits 1448 gefunden hat.

Bericht: Reto Marti und Markus Peter

Die Rückseite der 2003 entdeckten Münze.
M 2 :1.



Eine seltene karolingische Münze aus Titterten

Titterten, Steinenberg.
Der abgelegene Auf-
fundort (Bildmitte)
liefert keinen Anhalts-
punkt, der zur Deutung
des Fundes beitragen
würde.

Zu den Besonderheiten, welche die enge Zusammenarbeit mit ausgewählten archäologischen «Spähern» mit sich bringen, gehören Funde aus abgelegenen Gebieten – Zonen, die weder überbaut noch landwirtschaftlich genutzt werden und daher nie in den Fokus von Notgrabungen gelangen. Ein solches Beispiel ist die karolingische Silber-

münze, die Bruno Jagher auf dem Steinenberg bei Titterten entdeckt hat, zusammen mit einem Buntmetallplättchen unbekannter Funktion. Weitere Funde sind im näheren und weiteren Umkreis keine zu verzeichnen. Der Fundort selbst, eine heute bewaldete Geländekante über einem Steilhang, der zum kleinen Weiler Liedertswil abfällt, trägt seinerseits kaum zu einer Erklärung bei, wie und weshalb das seltene Stück dorthin gelangte. Er liegt weder an einer Überlandstrasse noch im Umkreis einer Siedlung.

Auf der Vorderseite der Münze ist HLOTHARIVS IMP zu lesen (Lotharius imperator = Kaiser Lothar I.), die Rückseite zeigt den Namen der Münzstätte MEDIOL (Mediolanum = Mailand).

Lothar I. (Kaiser 840–855) war ein Enkel Karls des Grossen (768–814) und ältester Sohn Ludwigs des Frommen (Kaiser 813–840). Nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen Ludwig und seinen drei Söhnen um Macht und Gebiete wurde 843 das Frankenreich aufgeteilt. Lothar wurde König des



Mittelreiches, einem Streifen von den Niederlanden bis nach Italien zwischen den Reichen seiner Brüder. Der Rhein war die Ostgrenze, Basel, die Westschweiz, das Wallis und das Tessin gehörten zu seinem Reich. Im französischen Lothringen ist der Bezug zu Lothar im Namen bis heute erhalten geblieben.

Nach dem Zusammenbruch des Römischen Reichs gab es in unserer Gegend kein einheitliches Geld mehr. Erst Karl der Grosse schuf ab 780 wieder ein geregeltes Münz- und Rechensystem für das gesamte Frankenreich, um den überregionalen Handel und die Geldwirtschaft anzukurbeln. Geprägt wurden Denare/Pfennige in Silber nach einem einheitlichen Standard, so dass sie im ganzen Reich frei zirkulieren konnten. Dass ein Denar aus einer italienischen Münzstätte ins Baselbiet gelangte, darf also nicht erstaunen. Der Fund aus Titterten belegt, dass die karolingische Münzreform tatsächlich griff: Münzgeld fand seinen Weg bis an die abgelegensten Stellen!

Ohne die systematischen Prospektionen unserer archäologischen Späher würden solche aussergewöhnlichen Funde kaum je entdeckt, geschweige denn offiziell registriert und damit der Forschung zugänglich gemacht.

Bericht: Rahel C. Ackermann, Reto Marti

Vorder- und Rückseite
des Denars Lothars I.
(Kaiser 840–855),
geprägt in Mailand, im
Fundzustand. M 2 : 1.



Lesen und Schreiben vor 1000 Jahren

Der Scharnierbeschlag eines frühmittelalterlichen Prunkeinbandes aus sehr reinem vergoldetem Kupfer. M 2:1.

Zu den wichtigsten Funden des Berichtsjahres gehört der frühe Kachelofen aus Lausen-Bettenach (vgl. Kap. «Grabungen und Bauuntersuchungen»). Er stand in einem festen Haus, das man im 10. Jahrhundert errichtet und spätestens um 1100 wieder aufgegeben hatte. In derselben Schicht wie die

Fragmente der Ofenkacheln lag ein kleiner verzierter Kupferbeschlag, dessen Schauseite auffällig dick vergoldet war.

Die Freilegung im Labor zeigte rasch, dass es sich dabei nicht – wie zuerst vermutet – um einen kleinen Gürtelbeschlag handeln konnte. Er ist vielmehr als Scharnier ausgebildet, das die Reste eines weiteren Metallstücks umschliesst. Dieser zweite, heute fehlende Beschlag ist also nicht über eine lose Scharnierachse verbunden, sondern direkt mit seinem T-förmig ausgebildeten Ende. Das so gebildete Gelenk liess sich nur in einem Winkel zwischen 90 und 180 Grad bewegen, was eine Verwendung zum Beispiel als Kästchenbeschlag unwahrscheinlich macht. Dagegen sprechen auch die für Kästchen ungewöhnliche Form und Befestigungsart: Die beiden Nieten sind so angeordnet, dass sie einem Zug rechtwinklig nach unten standhalten konnten. Der Schluss liegt deshalb nahe, dass das kostbare Blech zu einer Buchschliesse gehört haben muss.



Mittelalterliche Bücher waren Einzelanfertigungen, von Hand auf Pergament geschrieben und daher enorm kostbar. Pergament reagiert sehr heikel auf Feuchtigkeitsschwankungen. Um zu verhindern, dass sich die Seiten wellten und das Buch aufblähten, klemmte man sie zwischen massive Holzdeckel, die man im einfacheren Fall vorne zusammenband oder eben mit metallenen Beschlägen verschloss. Der permanente Zug des Verschlusses gewährleistete, dass das Buch in Form blieb. Ein leichter Schlag auf den Deckel löste den Verschluss. Heutige Bücher haben diese Prozedur zwar nicht mehr nötig – der Begriff des «Aufschlagens» ist als Redewendung aber geblieben.

Buchbeschläge aus dem frühen und hohen Mittelalter sind ausserordentlich selten, vergoldete Exemplare, die von eigentlichen Prunkeinbänden stammen müssen, kaum je überliefert. Grund dafür ist zum einen natürlich die generelle Seltenheit von Codices aus dieser Zeit, zum anderen jedoch auch der Umstand, dass gerade wertvollere Handschriften in jüngerer Zeit oft neu eingefasst wur-

den. Umso wichtiger sind Bodenfunde wie derjenige aus Lausen, um die Kenntnislücken zu füllen.

Zeitlich passt der neu entdeckte Beschlag gut in den Fundhorizont des frühen Kachelofens: Die beiden getriebenen Zierbuckel am hinteren Rand

Versuch einer virtuellen
Rekonstruktion des
Buchverschlusses
(Sabine Bugmann,
Ruedi Egli).



**Verzierter Schreibgriffel
des 12./13. Jahrhunderts
aus Buntmetall,
gefunden 1989 in
Lausen-Bettenach.
Länge 12 Zentimeter.**

erinnern noch an endständige Niete mit geperltem Rand, wie sie in spätmerowingisch-karolingischer Zeit beliebt waren. Ungewöhnlich früh ist hingegen die Konstruktion des Scharnierverschlusses. Üblich war in dieser Zeit ein Ösenbeschlag an einem Lederriemen, der an der Kante oder auf dem Rücken des Buchdeckels an einem leicht ver-

dickten Metallstift eingehängt wurde. Doch auch mit Hakenverschlüssen ist schon früh zu rechnen, wie ein gut datiertes Exemplar des 11. Jahrhunderts aus der frühen Adelsburg von Füllinsdorf-Altenberg zeigt.

Die frühen Nachweise kostbarer Handschriften in Lausen und Füllinsdorf sind seltene Belege für die Anwesenheit von Schriftkundigen ausserhalb eines klerikalen Umfelds. Dies ist keineswegs selbstverständlich, denn nach der Römerzeit ist die Schrift aus dem Alltagsgebrauch weitgehend verschwunden. Darauf deuten nicht die fehlenden Schriftstücke hin, denn Pergament, Papyrus oder die im Alltag verbreiteten hölzernen Schreibtäfelchen – quasi die Notizbücher der Antike – bleiben in unseren Breitengraden sowieso kaum je erhalten. Schreibgriffel jedoch, mit denen man die dünne Wachsschicht auf den Täfelchen beschrieb, sind etwa im Augusta Raurica, aber auch in ländlichen Siedlungen der Römerzeit, noch ziemlich regelmässige Funde. Zu Beginn des Mittelalters hingegen verschwinden sie fast komplett aus dem Fundspektrum.



Im frühen Mittelalter war das Schreiben nur ganz wenigen Leuten geläufig. Auch gelehrte Personen, die in einem Kloster oder in einer grossen Stadt eine Schule besuchten, konnten nicht zwingend schreiben. Theoderich der Grosse (ca. 451–526) verwendete eine Schablone, um Urkunden mit *legi* (ich habe gelesen) zu unterschreiben. Auch so bedeutende Herrscher wie Karl der Grosse (ca. 747–814) waren der Schrift nicht mächtig. Wichtige Verträge unterzeichneten sie mit einem Kreuz oder einem sogenannten Vollzugsstrich unter dem Dokument. Der Ottone Heinrich II. (ca. 973–1024) soll einer der ersten Könige gewesen sein, der lesen und schreiben konnte. Bücher führte man sich in gehobenen Kreisen zu Gemüte, indem man sie sich vorlesen liess.

Vor dem Hintergrund sind die Baselbieter Funde wichtige Zeugnisse für den Gebrauch der Schrift im frühen Hochmittelalter. Dass sie nicht in irgendeiner ländlichen Siedlung, sondern auf einer frühen Adelsburg und an einem Ort gefunden wurden, den man auch schon mit einem Königshof in Verbindung gebracht hat, ist natürlich kein

Zufall. Gerne wüsste man mehr über den Inhalt der in Lausen verfassten beziehungsweise ebenda und auf Altenberg (vor-)gelesenen Texte.

Bericht: Reto Marti und Sabine Bugmann
Materialanalyse Buchbeschlag Lausen: Vera Hubert, Schweizerisches Nationalmuseum

Kupferner, mit Blattranke verzierter Schliesshaken eines Buches, gefunden auf der Burg Altenberg bei Füllinsdorf, 11. Jahrhundert. M 1:1.



Eine Rarität: das Bleimodell einer Scheibenfibel aus dem 10. Jahrhundert

Die Fundstelle auf der Bännliflüh ist nur noch mit geübtem Auge als Burgruine erkennbar. Im Hintergrund der markante Stürmenkopf.

Auf der Bännliflüh oberhalb Wahlen liegt eine Burgstelle, über die wir noch kaum etwas wissen und von der man im Gelände nur mit geübtem Auge überhaupt noch Spuren erkennt. Hier fand Daniel Mona nebst zwei Hufnägeln und zwei Geschosspitzen des 10./11. Jahrhunderts mehrere Fragmente eines auf den ersten Blick rätselhaften

Objekts aus Blei. Die Entdeckung veranlasste die Archäologie Baselland, den Fundplatz und sein weiteres Umfeld einer systematischen Prospektion zu unterziehen. Mit Daniel Mona und Wolfgang Niederberger übernahmen zwei versierte archäologische Späher diese anspruchsvolle Aufgabe.

Die spannenden Resultate dieser Feldaufnahme werden an anderer Stelle vorzustellen sein. Hier wollen wir uns ganz dem bleiernen Stück widmen, von dem im Zuge der Nachuntersuchungen weitere Fragmente zum Vorschein gekommen sind. Es handelt sich dabei um die Reste des Modells einer hochmittelalterlichen Fibel – gewissermassen der Urform einer Mantelschliesse – von ausserordentlicher Qualität.

Das durchbrochen gearbeitete, ursprünglich kreisrunde Objekt ist aussen von einem Perlrand gesäumt und weist ein ebenfalls rundes, von einem Steg gerahmtes vertieftes Mittelfeld auf. Sein Inneres ist nicht ganz plan, sondern in unförmige schollenartige «Felder» geteilt, die jedoch kein



Muster erkennen lassen. Möglicherweise sind sie zufällig beim Guss dieser besonders dünnen Partie entstanden. In der breiten Randzone waren vier sehr sorgfältig gearbeitete menschliche Köpfe übers Kreuz angeordnet, die jeweils von zwei Ungeheuern flankiert wurden. Von diesen ist je ein kräftiger Schenkel mit zottigen Haaren und langen Krallen sowie ein Kopf mit Glotzauge, weit aufgerissener Schnauze und langer Zunge zu sehen. Jede Zunge leckt die Wange eines Menschenkopfs. Die Rückseite ist roh belassen und zeigt an den dicksten Stellen schwache Vertiefungen, die mit einem stichelartigen Gerät wohl noch im zähflüssigen Blei zusätzlich grob eingedrückt wurden, wohl um Material zu sparen. Das bedeutet: Man hat das Modell in eine einschalige, oben offene Form gegossen. Ansätze für Nadelrast oder -halterung sucht man auf der Rückseite deshalb vergebens.

Das Stück gehört in den Formenkreis der «Kreuz-emaillenscheibenfibeln», mit entsprechend angeordneten Köpfen oder «Masken», die in einigen Fällen zu emaillierten «Herzen» reduziert sind, sowie

Tieren, die möglicherweise Löwen darstellen sollten. Die leckenden Biester der Wahleiner Fibel könnten demnach eine Reminiszenz an das im Frühmittelalter verbreitete Bildnis von Daniel in der Löwengrube darstellen, dem beidseits je eine Raubkatze die Füße leckt. Die durch die Kreuzform zusätzlich überhöhte Aussage wäre demnach:

Die Fragmente des
Fibelmodells im
Fundzustand, Vorder-
und Rückseite. M 1:1.



Zeichnerische Rekonstruktion der Fibel
(Sarah Schäfer). M 1:1.

Ein starker Glaube schützt vor jeder noch so tödlichen Bedrohung. Mit dem vergleichsweise kleinen Mittelfeld und der breiten Randzone dürfte unser Exemplar noch in die Zeit vor oder um die erste Jahrtausendwende datieren. Fibel und Pfeileisen weisen also auf eine bemerkenswert frühe Burganlage auf der Bännliflüh hin.



Wahrscheinlich diente das Bleimodell gewissermassen als «Stempel» zur Herstellung von Gussformen. Zur Herstellung einer zweischaligen Gussform, deren Bleikern man beim Brennen herausgeschmolzen hätte, war das nur einseitig ausgearbeitete Modell im aktuellen Zustand jedenfalls nicht geeignet. Dies wäre mit einer Wachspatrize zudem wesentlich einfacher zu bewerkstelligen gewesen. Vielleicht wurde die Form auch als eine Art Musterstück eingesetzt, was ihre Präsenz auf einer frühen Adelsburg erklären könnte. Als letzte, allerdings unwahrscheinlichste Variante könnte sie auch als Bleikern für eine Fibel mit Edelmetallverkleidung vorgesehen gewesen sein. Das Mittelfeld wurde sicher bewusst frei gelassen, damit es in einem weiteren Arbeitsgang einen Edelstein oder – wie die bisher bekannten billigeren Vergleiche nahelegen – ein Email-Medaillon in Zellschmelztechnik aufnehmen konnte.

Am Neufund aus Wahlen ist nicht nur die aussergewöhnliche Qualität, sondern auch der Fundort bemerkenswert. Preiswertere Varianten derartiger Fibeln hat man in grösseren Siedlungen bezie-

hungsweise in Städten hergestellt, wie entsprechende Bleimodelle oder -stempel etwa aus Mainz oder Köln zeigen. Der Neufund aus Wahlen wirft nun die Frage auf, ob einzelne wertvolle Schmuckstücke von besonderer Qualität nicht auch direkt bei den wohlhabenden Auftraggebern – wie auf der Burg Bännlifluh – hergestellt wurden. Wer

hier residiert haben könnte, ist indes völlig unbekannt.

Bericht: Reto Marti, mit Dank an Mechthild Schulze-Dörrlamm, Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz, für weiterführende Informationen

Eine Auswahl von Kreuzemailscheibenfibeln mit vergleichbaren Zierelementen. M 1:1.



Torcello

Provincia di Venezia, Museo Provinciale di Torcello



Fundort unbekannt

artefacts.mom.fr, FIB-6015



Sitten

Musées cantonaux du Valais, Sophie Broccard



Konservierungslabor

Spannende und wertvolle Funde – wie beispielsweise aus den aktuellen Grabungen in Reinach und Lausen – motivieren die Restauratorinnen bei ihrer Arbeit. Die diesbezüglichen Recherchen und die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Museen und weiteren Institutionen haben im Konservierungslabor einen hohen Stellenwert. Sie führen zu entsprechend guten Resultaten.

Was geschieht mit den Funden nach der Grabung? Ein Blick hinter die Kulissen von Archäologie und Museum gibt Auskunft. Anlässe und Führungen in unseren Räumlichkeiten sind sehr beliebt, wie etwa das Interesse am Gendertag zeigt. Fest institutionalisiert ist mittlerweile der jährliche wiederkehrende Kulturgüterschutzkurs zu den Themen «Objekt-Handling» und «Dokumentieren der wertvollen Kulturgüter».

Für die neue Ausstellung im «Museum im Bürgerhaus Pratteln» wurden vier Objekte aus der archäologischen Sammlung restauratorisch überarbeitet. Die im 3D-Druckverfahren hergestellten Burgenmodelle aus der letztjährigen Ausstellung «Echte Burgen – Falsche Ritter?» wurden an die Standortgemeinden vermittelt, wo sie an öffentlichen Plätzen zu sehen sind und sich grosser Beliebtheit erfreuen.

Insgesamt wurden in der Datenbank ADAM im Berichtsjahr 1152 archäologische Funde restauratorisch dokumentiert und 184 Exponate konservatorisch-restauratorisch bearbeitet. 970 Röntgenbilder halfen, vor allem stark korrodierte und undefinierbare Metallfragmente zu identifizieren und zu dokumentieren.

Roland Leuenberger

<
Gendertag. Der
Archäologiestudent
Johann Savary
zeigt, wie man
Keramikscherben
bestimmt und was man
daraus ablesen kann.

Wer hat's gefunden? – Ein kleines Zeitfenster für die Ricola AG

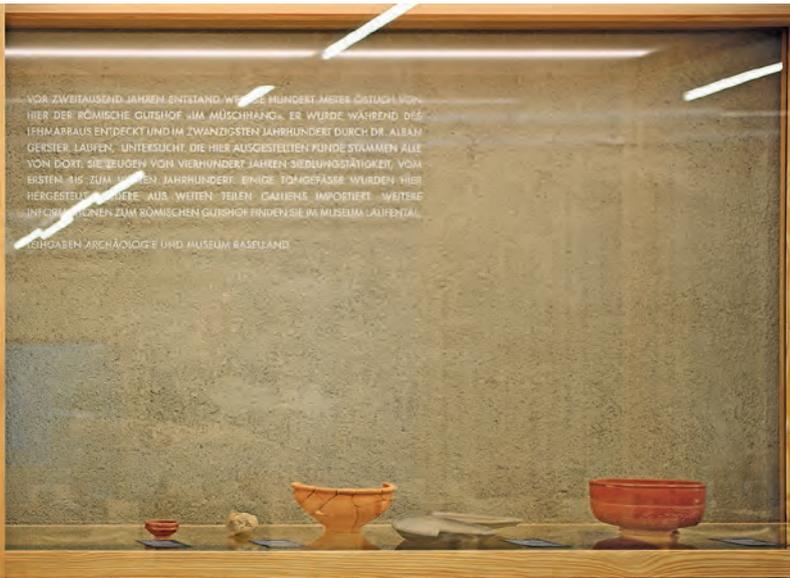
Die römertimeichen Gefässe liegen in ihrer neuen Vitrine im Ricola-Kräuterzentrum nur wenige Schritte vom ursprünglichen Fundort entfernt.

Letztes Jahr eröffnete der Weltkonzern Ricola sein neues Kräuterzentrum. In Europas grösstem Lehmhaus aus der Feder von Herzog & de Meuron befindet sich ein besonderes Bonbon: Eine Vitrine der Archäologie Baselland zeigt ausgewählte Keramikfunde aus dem römischen Gutshof von Laufen Müschhag.

Die Villa Rustica in der nahegelegenen Flur Müschhag wurde 1917 von Alban Gerster entdeckt (vgl. Jahresbericht 2012, S. 122 ff.). Schon in römischer Zeit wurde in dieser Gegend Lehm abgebaut und zu Keramik und Ziegeln verarbeitet. Dieses Thema sollte mit den archäologischen Funden im Lehmhaus zur Sprache kommen.

Die ausgestellten Objekte stammen zum einen aus lokaler Produktion, andere – Terra Sigillata oder eine Olivenöl-Amphore – sind importiert. Die sechs ausgewählten Gefässe waren zum Teil erheblich in die Jahre gekommen, und die Farbaufgabe der ergänzten Stellen blätterte ab. Vor allem bei einer orangen Schüssel des 1. Jahrhunderts n. Chr. waren die alten Ergänzungen und Verklebungen stark verblasst und die Klebestellen spröde und vergilbt. Das Gefäss war gemäss heutigen restauratorischen Grundsätzen so nicht mehr ausstellbar.

Daher wurden die alten Klebungen und Ergänzungen mit Acetonkompressen angelöst und mechanisch entfernt. Beim erneuten Aufbau blieben die Ergänzungen weg, da die geklebten Teile ohne



zusätzliche Stützen hielten. Für die Klebung wurde Paraloid B72 verwendet, ein Reinacrylat mit sehr guten Eigenschaften hinsichtlich Licht- und Altersbeständigkeit. Nach der Reinigung und Überarbeitung aller Gefäße kamen diese sicher verpackt nach Laufen ins neue Kräuterzentrum. Zusammen mit Roman Kurzmeyer, dem Kurator

der Sammlung Ricola, wurden die Objekte in der Vitrine platziert, nur wenige Meter neben ihrem ursprünglichen Fundort.

Bericht: Sabine Bugmann

Die um 75 n. Chr. vor Ort im Müschhag hergestellte Schüssel vor (rechts) und nach der neuen Restaurierung (links).





Reinach, Brunngrasse.
Die in der Grabung
2014 entdeckten
Kämme und Kamm-
fragmente.

Über den Kamm geschert – Haarpflege vor 900 Jahren

Der Kamm ordnet auf dem Haupt, was durcheinander geraten ist – oft leider nur für kurze Zeit, weshalb das Gerät immer wieder zum Einsatz kommt. Kämmen heißt lockern, verteilen und reinigen – oder eben scheren, wenn es ums Egalisieren geht. Doch auch zur Zierde kann man einen Kamm verwenden.

Im Dezember 2014 wurden in den frühmittelalterlichen Grubenhäusern am Reinacher Brunnenweg zwei Kämmen und mehrere Kammfragmente aus Bein gefunden (vgl. Kapitel «Grabungen und Bauuntersuchungen»). Die beiden ersteren sind erstaunlich gut erhalten und besitzen noch viele der sehr feinen Zinken. Ihr Griff ist zudem mit Kreisäugen und Rillen verziert. Bei den so genannten zweireihigen Dreilagenkämmen gibt es oft eine feine und eine gröbere Seite. Das ist zum einen praktisch, weil für verschiedene Haar- und Frisurtypen geeignet. Aber es dürfte auch ein weiterer Grund dahinter stecken: Kopffläuse haben den Menschen schon immer geplagt. Der Kamm ist deswegen auch aus hygienischer Sicht ein notwendiges Utensil.

Laut Definition sollen die Zinken eines Läusekammes eng stehen. Experten empfehlen einen Zinkenabstand von 0,2 Millimetern. Und hier wird es spannend: Bei den meisten zweiseitigen Kämmen der Merowingerzeit gibt es eine sehr feine Seite mit einem Abstand von 0,5–0,9 Millimetern. Es könnte also gut sein, dass wir hier ein

Die Kämmen waren noch in feuchtes Erdreich eingebettet, als sie ins Konservierungslabor kamen.



Mit Rillen, Zirkelschlag
und Kreisaugen ver-
ziertes Kammfragment
nach der Reinigung.

2-in-1-Gerät vor uns haben, für die Gesundheit und die Schönheit.

Langes Haar will gepflegt sein – eine zeitraubende Angelegenheit. Die Mode der adeligen Oberschicht im Frühmittelalter gab vor, dass sowohl der Mann wie die Frau langes Haar trugen. Die

letztlich «barbarische» Haartracht stand für Kraft und Unabhängigkeit – die fränkischen Merowingerkönige gingen mit gutem Beispiel voran. Ob es in Reinach einen Edelmann mit langem Haar gab, wissen wir nicht. Doch die Anwesenheit von langhaarigen Frauen und Kindern ist anzunehmen, und in Anbetracht der Fundmenge sogar die eines



56.131.108
Abtrag 30.4
D3520



Kammachers. Darauf weisen auch Geweihabschnitte im Fundmaterial hin.

Zur Herstellung eines Kammes wurden in der Regel Geweihstangen der männlichen Rothirsche verwendet, die in der Struktur dichter und robuster sind als die anderen Knochen des Skelettes. Diese Eigenschaft ist sowohl für die Herstellung als auch den späteren Gebrauch von Vorteil. Da das Hirschgeweih nur schmale Plättchen hergibt, besteht ein dreilagiger Kamm aus einer Reihe von Teilstücken, die oben und unten über zwei längere Querstege mit Eisennietchen verbunden sind. Erst nach der Montage wurden die feinen Zähne eingesägt. Den Kamm trug man geschützt in einem Säckchen oder einer Tasche mit sich. Ganz praktisch und besonders edel waren Kämme mit einem aufklappbaren Etui aus demselben Material.

<

Portrait eines langhaarigen Königs:
goldener Siegelring Childerichs I.
(† 481/482), heute verschollen und
digital rekonstruiert (Sabine Bugmann).

Die Kämme von Reinach kamen noch in Erde eingepackt ins Labor. Noch etwas feucht, wurden sie gereinigt und langsam getrocknet. Das Material ist in einem sehr guten Zustand, die Oberfläche immer noch dicht und leicht poliert.

Bericht: Nicole Gebhard

Auf der unteren Griffleiste festgenietete Knochenplättchen eines einreihigen Kammes. Die obere Griffleiste fehlt.



Fit für die Zukunft – oder kleben bis zum Abwinken ...

Die nächste Generation zu Gast im Konservierungslabor: Roberto Mazzucchelli hilft bei der Passscherbensuche.

«Mein Museum» und der Gendertag waren zwei ausgezeichnete Anlässe, um Kindern und Jugendlichen das Thema Archäologie und Restaurierung näher zu bringen – nicht auf einer Ausgrabung, sondern im Labor, um zu zeigen, was mit den Funden geschieht, nachdem man sie aus dem Boden geholt hat. Es war zugegebenermassen eine

etwas ungewohnte, aber dennoch intensive und spannende Aufgabe.

Eines war klar: Im Mittelpunkt sollte nicht die Theorie, sondern etwas Handwerkliches stehen. Nach einem kurzen Rundgang durch das Konservierungslabor und das Depot ging es los. Unter dem Mikroskop wurden neuzeitliche Glasscherben gereinigt und korrodierte Metallfragmente begutachtet. Am Gendertag wurden zusätzlich Neufunde zum Trocknen ausgelegt – mit grossem Erfolg, sorgten die Tierknochen doch für einen schönen Gruseffekt. Beim Waschen von Tonscherben kam zuweilen Überraschendes unter den Erdkrusten hervor.

An beiden Anlässen war die Hauptaufgabe der Aufbau und die Klebung eines Keramikgefässes. Alle Teilnehmenden mussten zuerst einen Topf zertrümmern und diesen anschliessend wieder richtig zusammenkleben. Hier zeigte sich, wer Geduld aufbringen konnte und handwerklich begabt war oder sich doch lieber mit einer Spielkonsole beschäftigt. Bewaffnet mit einer grossen



Tube Klebstoff und Klebeband ging es zur Sache. Zuerst waren die passenden Stücke zu finden und zu überlegen, in welcher Reihenfolge man sie geschickterweise zusammenfügt. Dann wurden die Scherben mit Klebeband fixiert, anschliessend verleimt. Mit mehr oder weniger Hilfe schafften es alle, den Topf wieder zusammenzuflicken.

Mit vielen neuen Eindrücken und einem geklebten Topf gingen die jungen Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Hause, einige schon recht müde, aber alle glücklich und zufrieden.

Bericht: Roberto Mazzucchelli und Sabine Bugmann

Auch Tierknochen gehören zum Fundrepertoire und müssen gereinigt werden (links). Scherbenkleben erfordert Konzentration und Geschick (rechts).





Archäologische Stätten

Die Sanierung der Ruine Pfeffingen hat uns das gesamte Berichtsjahr hindurch wiederum intensiv beschäftigt. Anfang Januar begannen die Abschlussarbeiten der 2013 angefertigten Dokumentation und die detaillierte Planung der neuen Etappe. Die Bauarbeiten dauerten vom April bis Anfang Oktober. Der Rest des Jahres wurde für die Aufbereitung der Dokumentation genutzt. Ansonsten war es auf den Burgen vergleichsweise ruhig. Auf Gutenfels sind endlich die bereits im Vorjahr von der Archäologie Baselland zur Verfügung gestellten Grillstellen aufgebaut. Dies ist Andreas Loosli, dem Betreuer der Burg, zu verdanken, der hierfür die Liestaler Fasnachtsclique «Heidelöchler» aufbieten konnte. Zudem leitete er kleinere Reparaturen am Treppenaufgang in die Wege. Dieses Beispiel zeigt, dass persönliches Engagement sehr viel zur Erhaltung von Burgruinen und deren Nutzung durch die Bevölkerung beitragen kann.

Im Bereich der römischen Villa Munzach bei Liestal wurde der heute oberirdisch vorhandene Bestand an originalem und rekonstruiertem Mauerwerk dokumentiert, um eine Grundlage für spätere Restaurierungen zu schaffen. Weiter wurde hier ein grösserer Ausbruch geschlossen.

Wie in den vergangenen Jahren erfolgten wieder in mehreren Gemeinden Unterhaltsarbeiten an den archäologischen Stätten. In erster Linie ging es dabei um die Reinigung und das Zurückschneiden des Bewuchses. In einigen Fällen wurden aber auch Steine von Mauerausbrüchen entfernt, kleinere Reparaturen durchgeführt oder Beschilderungen erneuert.

Michael Schmaedecke

<

Die Ruine Pfeffingen während der Sanierungsarbeiten im Sommer 2014. Das Gerüst am Wohnturm ist bereits zu grossen Teilen abgebaut (Rofra AG).

Munzach bei Liestal: eine Römervilla in Warteposition

Liestal, Munzach. Vom einstigen Prunk der Anlage zeugen die vor Ort rekonstruierten grossflächigen Mosaikböden (Tom Schneider).

Der im Nordwesten Liestals gelegene, grosse und überdurchschnittlich reich ausgestattete römische Gutshof Munzach wurde in den 1950er bis 1970er Jahren zu grossen Teilen ausgegraben. Anschliessend konservierte man einige der Mauerzüge, andere baute man etwa kniehoch oder zum Teil auch mannshoch wieder auf. Auch wenn es sich bei der

Villa rustica um eine der grössten und bestausgestatteten Anlagen der Schweiz handelt, führt sie im Hinterland der Römerstadt Augusta Raurica ein Schattendasein und ist nur Wenigen bekannt. Es gab mehrfach Ansätze, die Anlage entsprechend ihrer Bedeutung aufzuwerten, die dann jedoch wegen fehlender Finanzen nicht weiter verfolgt wurden. Dennoch hat die Archäologie Baselland die Anlage nicht aus den Augen verloren und ist weiterhin dabei, Perspektiven für eine dem Objekt angemessene Präsentation zu entwickeln.

Das mittelfristige Ziel ist es, den bestehenden Zustand so gut wie möglich zu erhalten. Deshalb kümmert sich das Grabungsteam regelmässig um die Grünpflege. Zudem hat die Archäologie Baselland zusammen mit der Munzachsengesellschaft in diesem Jahr eine neue ansprechende Schautafel aufgestellt, so dass sich interessierte Besucher über die Anlage informieren können.

Nachdem es in den letzten Jahren immer wieder kleinere Schäden gegeben hatte, wurde im ver-



gangenen Jahr ein grösserer Mauerausbruch im Osttrakt festgestellt, der zum Handeln zwang. Eine detailliertere Bestandsaufnahme zeigte, dass nahezu alle zu reparierenden Stellen das nach etwa 1960 neu aufgebaute Mauerwerk betrafen. Die Schäden entstehen durch Wasser, das durch undichte Mauerkronen oder -flächen in den Kern eindringt und bei Frost gefriert. Dabei wird der Mörtel gesprengt und das Mauerwerk löst sich auf. Die Mauerschalen verlieren ihren Verband mit dem Kern und fallen von ihm ab. An diesen Stellen liegt der lose Mauerkern frei und fließt nach einiger Zeit gleichsam aus dem Ausbruch. Beschleunigt wird dieser Prozess dadurch, dass die Aussenschalen mit wasserundurchlässigem, stark zementhaltigem Mörtel versiegelt wurden, so dass einmal eingedrungenes Wasser nicht mehr entweichen kann und die Mauern im Kern kaum mehr austrocknen. Ein weiteres Schadensbild sind Steine mit Frostsprengungen, was auf die Verwendung ungeeigneter Steine hinweist.

Die Reparatur aller Schäden ist zurzeit nicht zu finanzieren. Solange kein Konzept für den wei-

teren Umgang mit der Anlage vorliegt, wäre es auch nicht sinnvoll, sie in ihrem jetzigen Zustand zu sanieren. Deshalb haben wir uns entschlossen, nur den akuten Schaden zu beheben und in anderen Bereichen Sicherungen durchzuführen, die nötig waren, um eine Gefährdung von Besuchern auszuschliessen.

Die Gutshofruine befindet sich derzeit im Dornröschenschlaf (Tom Schneider).



Die Maurer **Emmanuel Weber (vorne)** und **Titus Heinzelmann (hinten)** schliessen die **Ausbruchsstelle (Freie Bauhütte)**.

Der Mauerausbruch im Ostrakt wurde unter der Verwendung von frostfreien Kalksteinen mit neuem Mauerwerk zugesetzt. Dabei achtete man darauf, dass die Steinformate ungefähr den bereits vorhandenen entsprachen. Bei verschiedenen instabilen Partien wurden lockere Bereiche abgebaut.



Vor den Sicherungen wurde der gesamte Bestand differenziert nach römischem Originalbestand und rekonstruiertem Mauerwerk aufgenommen. Hilfreich war hierbei, dass man – wie früher vielfach üblich – die Oberkante des originalen Mauerwerks mit Eternitplättchen markiert hatte. Es zeigte sich, dass bei einem heute über dem Bodenniveau sichtbaren Mauerbestand von insgesamt 136 m³ der Bestand an originaletem antikem Mauerwerk lediglich 36 m³ beziehungsweise rund 26% umfasst.

Eine glückliche Fügung wollte es, dass der Geoarchäologe David Brönnimann, der zu dieser Zeit einen Zivildienst bei der Archäologie Baselland leistete, diese Kartierung vornahm. Er erstellte bei der Gelegenheit auch einen Bericht über die verwendeten Bausteine und stellte fest, dass die antiken Maurer wesentlich bessere, das heisst frostresistentere Steine, so genannt spätig-oolithischen Hauptrogenstein, verwendeten als die Restauratoren. Die Römer bauten die Kalksteine aller Wahrscheinlichkeit nach in unmittelbarer Nähe an der Westseite des Ostenbergs ab.

Im Rahmen eines Konzeptes für die langfristige Erhaltung der Baureste der Villa Munzach wird die Entscheidung zu treffen sein, wie mit den Rekonstruktionen aus den 1950er und 1960er Jahren, die knapp drei Viertel des gesamten Mauerbestandes ausmachen, umzugehen ist. Dabei ist zu klären, ob sie einen Denkmalwert besitzen und deshalb zum erhaltenswerten Bestand gehören. Verneint man dies, könnte man relativ frei damit umgehen und schadhafte Bereiche wären nicht mehr in voller Höhe zu erhalten. Auch ist der Frage nachzugehen, ob im Boden weitere Mauerbefunde vorhanden sind, die für das Verständnis der Anlage wichtig wären und deshalb rekonstruiert werden sollten.

Bis eine Neugestaltung der Villa Munzach in Angriff genommen werden kann, ist es das Ziel der Archäologie Baselland, neben der Bewuchspflege die Ruine in einem Stand zu erhalten, der sicherstellt, dass Besucher nicht gefährdet werden und

die erhaltenen römischen Mauerreste keinen Schaden nehmen.

Projektleitung und Bericht: Michael Schmaedecke
Bauarbeiten: Freie Bauhütte GmbH, Titus Heintelmann, Emmanuel Weber

Die geschlossene
Ausbruchsstelle
nach Abschluss der
Arbeiten.



Pfeffingen: die Sicherung schreitet zügig voran

Sicherung der Nordmauer der ab 1571 erbauten «Neuen Behausung». Nördlich davon werden Schuttschichten abgetragen.

Nachdem am Ende der Etappe 2013 die Sicherung des Wohnturms in weiten Bereichen abgeschlossen war, standen 2014 noch die Sanierung des mittleren und des unteren Bereichs der Nordmauer an. Dort waren verschiedene Ausbrüche zu schliessen und das Mauerwerk im Bereich von Fensteröffnungen zu reparieren. Als sehr aufwen-

dig gestaltete sich dabei die Festigung der nordwestlichen Kante des grossen Ausbruchs von 1867 an der Nordwestseite des Wohnturms. Hier war der Mauerkern im Bereich früherer Sanierungen stark aufgelöst und die Stabilität gefährdet. Daher wurden Teile der älteren Sicherung neu aufgebaut und mehrere tief eingreifende Verankerungen eingefügt. An der Nordseite hatte sich die Aussenschale des Mauerwerks im Bereich einer Reparatur wohl der 1960er Jahre abgelöst und musste teilweise neu aufgebaut und unterfangen werden. Fortgeführt wurde die Neuverfugung der Mauern mit Ausnahme der Sockelzone, die in einigen Bereichen wegen der Gerüste nicht zugänglich war. Damit ist die Sanierung des Wohnturms bis auf die genannten Stellen abgeschlossen.

Als vorbereitende Massnahme zur Sicherung des Fundamentbereiches im Süden des Wohnturms wurden mehrere Baumwurzeln und dichtes Buschwerk entfernt. Dabei kamen verschiedene Mauerzüge zu Tage, die als Reste von Vorgängerbauten des späteren Wohnturms zu deuten sind.



Damit ist erstmals eine grössere Partie einer Anlage aus der Zeit vor dem in den 1380er Jahren erstellten Wohnturm erfasst. Die freigelegten Mauern stammen aus unterschiedlichen Phasen, wobei ein grösserer Abschnitt auf Grund seiner Struktur wahrscheinlich ins 12. Jahrhundert zu datieren ist. Hier konnte auch Fundmaterial geborgen werden, das jedoch noch nicht ausgewertet ist. Da sich die Mauerreste in sehr schlechtem Zustand befanden, mussten sie konserviert werden.

Weitere Arbeiten erfolgten im Bereich nördlich und nordöstlich des Wohnturms. Eine grosse Herausforderung war hier die Sicherung der südlichen Giebelwand des südlichen Anbaus der «Neuen Behausung». Das Gebäude besitzt ein gemauertes Unter- und Erdgeschoss. Die Ostwand und wahrscheinlich auch die Westwand, deren Aussehen allerdings nicht wie das der Ostwand durch Bildquellen überliefert ist, bestanden aus Fachwerk, der Südgiebel war gemauert. Letzterer war stark einsturzgefährdet. Es gab hier Ausbrüche an der Ostseite, wo sich zudem noch ein kleines Fenster befand. Nach der Reparatur der schadhaften

Mauerpartien sowie mehreren Nagelungen ist die Wand nun stabilisiert.

Es zeigt sich deutlich, dass die Giebelwand aus zwei Phasen besteht, deren erste wohl der damaligen Umfassungsmauer aufsitzt. Ein Gerüsthebel aus dieser ersten Phase datiert in die Jahre 1469/70.

Am Tag der offenen Baustelle hatten die Besucher letztmals Gelegenheit, den Wohnturm zu besteigen. Danach wurde das Gerüst abgebaut.



Die Poliere Peter Saladin und César Wagner bauen eine der zahlreichen Wurzeln aus dem Mauerwerk aus.

Zu einem späteren Zeitpunkt erhielt diese Mauer an der Innenseite eine Verblendung, in die wiederum später der Abzug eines offenen Kamins eingearbeitet wurde. Dies geschah wohl in Zusammenhang mit der Errichtung der «Neuen Behausung» ab 1571, die nördlich ansetzt und ihn als Anbau nutzte.

In der Ostmauer desselben Gebäudes gab es mehrere grossflächige Schäden, zumeist verursacht durch eingewachsene Büsche und Bäume. Hier war es mitunter äusserst schwierig, die tief in das Mauerwerk eingreifenden Wurzeln zu entfernen, weil dabei grosse Ausbrüche entstanden, die es wieder zu schliessen galt.

Im Übrigen wurden Teile der «Neuen Behausung», deren südlichen Aussenmauer sowie weitere kleinere Mauerpartien gesichert. Diese Arbeiten sind teilweise abgeschlossen und werden 2015 fortgesetzt. In einigen Bereichen ergibt sich die aufzumauernde Höhe erst durch die Festlegung der genauen Höhe der Erschliessungswege, die in diesem Frühjahr zu bestimmen ist.

Im Rahmen der ökologischen Baubegleitung hat Prof. Dr. Bruno Baur vom Institut für Natur-, Landschafts- und Umweltschutz der Universität Basel auch dieses Jahr die am Mauerwerk ansässigen Schnecken erfasst. Wo diese durch die Sanierungsarbeiten gefährdet waren, wurden sie in sichere Bereiche umgesiedelt. Dabei hat er drei Ar-



ten von Schnecken festgestellt, die auf der Roten Liste aufgeführt sind.

Auch 2014 bestand wieder ein grosses Interesse der Öffentlichkeit an dem Projekt. Am Tag der Offenen Baustelle im Mai fanden sich etwa 300 Interessierte ein, von denen 240 an Führungen teilnahmen. Die Baufirma Rofra nutzte den Anlass, um ihre Lehrlingsausbildung vorzustellen. Ebenso gab es Informationsstände der Archäologie Baselland und des Schweizerischen Burgenvereins. Der sich derzeit konstituierende Verein «Ruine Pfeffingen» sorgte für das leibliche Wohl. Ausserdem wurden Besichtigungen für die Mitglieder des Schweizerischen Burgenvereins, die Burgenfreunde beider Basel, für Studierende der Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel und der Münster School of Architecture sowie für den Pfeffinger Gemeinderat und das Bauforscher-Team der Basler Denkmalpflege durchgeführt.

Für 2015 sind der Abschluss des Wohnturms sowie die Fortsetzung der Sicherung der Baureste in der nordöstlichen Vorburg vorgesehen.

Projektleitung und Bericht: Michael Schmaedecke
Bauleitung: Jakob Obrecht, Sali Sadikaj
Baufirma: Rofra, Aesch, Dominik Wiesent (Bauführung), Peter Saladin (Polier), César Wagner (Polier)
Baudokumentation: Jakob Obrecht
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel

Der Zeichner Bruno Seitz dokumentiert die Reste eines frühneuezeitlichen Tonplattenbodens in einem Gebäude nördlich des Wohnturms.





Akten aus "Büro
Nachlass" von Jörg
Tauber,
Zum Integrieren ins
Archiv. Archiv.
(analoge Originale und
Digitalisat)
Sept. 2016/17



Red labels on the bins.

Dokumentation und Archiv

Während die Archiv-Abteilung in den vorangegangenen Jahren vor allem die Digitalisierung von Dokumenten und Bildern vorantrieb, beschäftigte uns 2014 ein ganz anderes Problem: Wie stellt man das Know-How einer langjährigen Archivleiterin sicher? Ende Dezember ging Barbara Rebmann nach rund 20 Jahren Tätigkeit bei der Archäologie Baselland in den wohlverdienten Ruhestand. Vorher musste aber noch viel niedergeschrieben werden. Denn vieles, was Barbara Rebmann täglich erledigte, war zwar Routine, aber die Abläufe waren nirgends verschriftlicht. Um der Nachfolgerin, Tabea Molliné, einen optimalen Start zu verschaffen, dokumentierte Barbara Rebmann während des ganzen Jahres ihre Arbeitsschritte und stellte – wie gewohnt perfekt strukturiert – einen Ordner mit all den Regeln und den fast noch zahlreicheren Ausnahmen zusammen. Nebenbei räumte sie auch noch unzählige Altlasten auf oder gab diese gut beschlagwortet zur Bearbeitung weiter. Dies alles erfolgte nebst den gewohnten Arbeiten – einzig die Digitalisierung der alten Negative wurde zeitweise ausgesetzt.

Doch nicht nur die Vergangenheit wurde letztes Jahr aufgearbeitet. Dass die Archäologie Baselland auch tatkräftig an der Zukunft der archäologischen Dokumentationsmethoden mitarbeitet, zeigt der Beitrag von Jan von Wartburg. Die von ihm praktizierte Verknüpfung von Tachymeter, AutoCAD und Befunddatenbank stösst aufgrund der verblüffenden Effizienz des Verfahrens weitherum auf grosses Interesse. Sogar internationale Gäste durften wir begrüßen.

Und so werden wir einmal mehr unserem Slogan gerecht: Wir schaffen «Eine Zukunft für die Vergangenheit».

Andreas Fischer

<
 Einige wenige
 Altlasten konnte
 Barbara Rebmann vor
 ihrer Pensionierung
 nicht mehr erledigen.
 Sauber beschriftet
 wurden sie an die
 Nachfolgerin Tabea
 Molliné übergeben.

Wissen sichern einmal anders – zur Pensionierung von Barbara Rebmann

Tabea Molliné wurde von Barbara Rebmann intensiv eingearbeitet.

Von Agatha Christie stammt das Bonmot «Ein Archäologe ist der beste Ehemann, den eine Frau haben kann. Je älter sie wird, desto mehr interessiert er sich für sie.» Auch Barbara Rebmann wurde im Laufe ihrer langen Karriere immer interessanter respektive wertvoller für den Betrieb! Nach 15 Jahren als technische Assistentin bei den Ausgra-

bungen in Augst trat sie 1994 die Stelle als Archivarin der Archäologie Baselland an. Seither hat sie sich ein immenses Wissen über sämtliche Ausgrabungen, die je in diesem Kanton stattfanden, angeeignet. Kombiniert mit einem ausgezeichneten Gedächtnis führte dies dazu, dass man bei ihr oft schneller zur gewünschten Information kam als durch eine Recherche in der Datenbank. Letztere ist übrigens nur der vorläufige Zustand einer langen Entwicklung: Barbara erlebte einen unglaublichen Technologiewandel von der Schreibmaschine zur elektronischen Datenverarbeitung, von der Mikrofiche bis zur Digitalisierung aller Akten, vom umständlichen Dbase bis zum benutzerfreundlichen IMDAS pro.

Auch wenn Barbara mit der Akribie einer Archivarin in den letzten Monaten viel Know-how auf Papier gebracht hat: Ihr «Wissensspeicher» wird uns fehlen, denn wenn etwas für lange Zeit Bestand haben muss, braucht es oftmals die Erfahrung und den Instinkt, welche Technik sich halten kann und welche schon nach kurzer Zeit wieder verschwin-



den wird. Dieser Herausforderung stellt sich nun ihre Nachfolgerin Tabea Molliné, die dank guter Einarbeitung einen optimalen Start hatte – und auch ein ausserordentlich aufgeräumtes Büro. Wer hätte es für möglich gehalten, dass Barbara noch so viele Altlasten beseitigen könnte! Wir wünschen Barbara für die Zukunft viel «Gfreuts», sei es bei

der Arbeit für die Museen MuttENZ, auf Reisen oder im Berner Oberland, wo sie 1974 ihre berufliche Laufbahn als Primarlehrerin begann und mit dem sie immer eng verbunden blieb.

Bericht: Andreas Fischer

Stationen eines Arbeitslebens: Barbaras Büro an der Kanonengasse im Jahr 2000 (links) und Feldeinsatz 1986 am Augster Osttor (rechts).



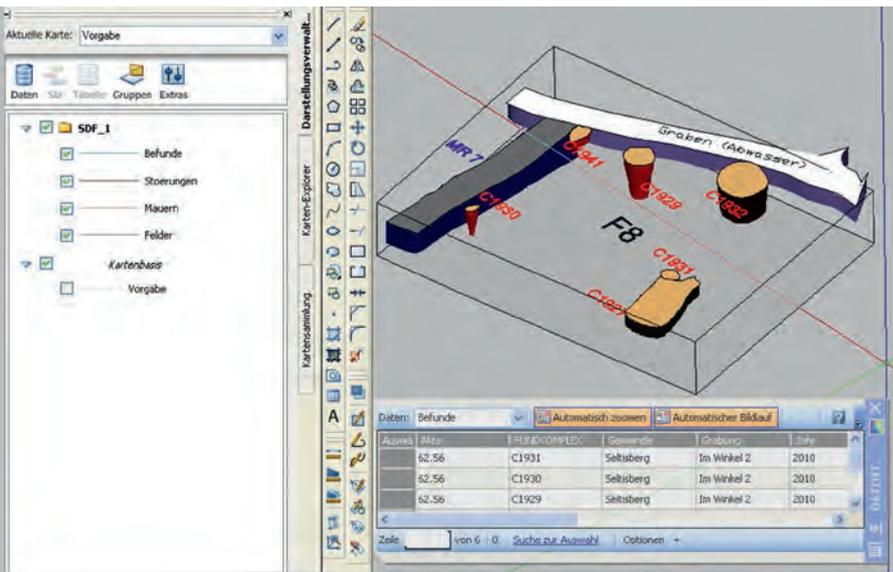
CAD und GIS im Zusammenspiel – grenzübergreifender Erfahrungsaustausch

In AutoCAD Map lassen sich dreidimensionale Objekte mit Informationen aus der Befunddatenbank ADAM (Tabelle unten rechts) anreichern.

Die Archäologie Baselland setzt auf ihren Ausgrabungen seit einigen Jahren ein integriertes Dokumentationssystem ein, das auf einem engen Zusammenspiel der Komponenten CAD (Computer Aided Design), GIS (Geografisches Informationssystem) und Befunddatenbank basiert. Dabei werden die archäologischen Strukturen auf der Gra-

bung mit Hilfe von Tachymetern aufgenommen und im CAD-Programm AutoCAD Map dokumentiert. Die Informationen werden dreidimensional erfasst und bilden so archäologische Funde und Befunde lagegerecht ab. AutoCAD Map verfügt auch über GIS-Funktionalitäten, so dass die CAD-Objekte bereits auf der Grabung mit den zugehörigen Einträgen in der auf IMDAS pro basierenden Datenbank ADAM verknüpft werden können. Die Integration der verschiedenen Komponenten erlaubt es, Befundzusammenhänge bereits im Feld besser zu erkennen. Die Integration von CAD und GIS bietet zudem erweiterte Möglichkeiten zur Darstellung und Analyse von Funden und Befunden.

Diverse archäologische Dienststellen haben bereits Interesse an dieser Lösung gezeigt. Im Februar 2014 besuchte gar eine Delegation der hessenArchäologie aus dem fernen Marburg die Archäologie Baselland. Dabei zeigte sich, dass einige Gemeinsamkeiten in den Dokumentationsmethoden bestehen und dass auch in Hessen der Einsatz von CAD, GIS und Tachymetern weit verbreitet ist.



Im März wurde das Dokumentationssystem im Rahmen des ersten schweizerischen IMDAS Nutzer- und Interessententreffen in Liestal vorgestellt. Im April 2014 fand ein Treffen mit Mitarbeitenden der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt (ABBS) und der Kantonalen Denkmalpflege Basel-Stadt statt. Bei der ABBS als Schweizer Pionierin der tachymetrischen Befundaufnahme sind CAD-Dokumentationsmethodiken wohlbekannt. Interesse bestand indes an den GIS-Funktionalitäten von AutoCAD Map und der digitalen Langzeitarchivierung von dreidimensionalen CAD-Daten (vgl. Jahresbericht 2013, S. 148 ff.). Im Mai schliesslich erhielt der Schreibende die Gelegenheit, das Dokumentationssystem der Archäologie Baselland an der Generalversammlung der schweizerischen GrabungstechnikerInnenvereinigung (VATG) in Lausanne zu präsentieren. In der Diskussion nach Ende des Vortrages zeigte sich, dass schweizweit grosse Unterschiede beim Einsatz von Tachymetern, CAD und GIS auf Ausgrabungen bestehen. Während einige Kantone komplett auf diese Systeme verzichten, setzen andere sie teilweise oder gar in vollem Umfang ein.

Ein weiterer Erfahrungsaustausch mit anderen Fachstellen ist erstrebenswert, um das Wissen über neue Dokumentationsweisen gegenseitig zu vergrössern. Letztlich kommt dies der Qualität und der Arbeitseffizienz zugute.

Bericht: Jan von Wartburg

Reto Marti stellt die
Archäologie Baselland
Fachleuten der hessen-
Archäologie vor



Luftbildprospektion: Spurensuche auf alten Karten

Füllinsdorf, Birch 1997.
Vom Flugzeug aus sind deutlich dunkle Ringe zu erkennen, die als neuzeitliche Schanze interpretiert werden.

Luftbildprospektionen sind ein wichtiges Hilfsmittel der Archäologie, um Fundstellen aufzuspüren. Dazu wird ein definiertes Gebiet systematisch überflogen und fotografiert. Ziel ist es, anhand von Bewuchsunterschieden oder Auffälligkeiten im Geländere relief, die vom Boden aus kaum zu

erkennen sind, menschlich geschaffene Strukturen unter der Erdoberfläche zu erkennen und zu kartieren. So kann ein im Boden steckendes Mauerfundament die Dichte, das Wachstum und die Feuchtigkeit der darüber lebenden Pflanzen beeinflussen. Oder der Schattenwurf weist auf minimale Höhenunterschiede hin, die beispielsweise auf erodierte Grabhügel oder Erdwälle zurückgehen. Um mit dem Schattenwurf Erfolg zu haben, sind schönes Wetter und die richtige Sonneneinstrahlung ausschlaggebend.

Sowohl für die Erkennung von Bewuchsunterschieden wie auch für die Nutzung des Schattenwurfs sind grosse, ebene Flächen mit nicht zu dichtem Bewuchs ideal. Diese Voraussetzungen sind in unserer Region etwa mit den Niederterrasen entlang von Flüssen, aber auch auf landwirtschaftlich genutzten Juraplateaus gegeben. Seit Jahren lässt die Archäologie Baselland potentielle Fundzonen von Patrick Nagy von der Kantonsarchäologie Zürich überfliegen, der diesen Dienst für mehrere Kantone anbietet.



Auf diese Weise wurden bereits Dutzende potentielle Fundstellen unterschiedlicher Epochen entdeckt und in der archäologischen Datenbank erfasst. Solange sie nicht durch Bauprojekte oder die landwirtschaftliche Nutzung gefährdet sind, wird auf eine Ausgrabung verzichtet. Die Befunde und die Funde sind im Boden am besten geschützt. Häufig wird jedoch eine durch die Luftbildprospektion entdeckte verdächtige Zone vor Ort abgesehen, um allfällige Oberflächenfunde einzusammeln. Diese liefern im besten Fall Hinweise auf die Datierung. So sprechen etwa römische Ziegelfragmente an einem Ort, wo im Luftbild rechteckige Strukturen im Boden festgestellt wurden, stark für einen römischen Steinbau.

Häufig fehlen jedoch Funde, und die entdeckten Strukturen bleiben unklar und undatiert. In einem solchen Fall macht es Sinn, altes Planmaterial zu sichten, um gegebenenfalls heute nicht mehr vorhandene Baustrukturen auszumachen. Nebst den Katasterplänen der Gemeinden bieten sich vor allem die Baaderkarte (1844), die Dufourkarte (1863), die Siegfriedkarte (ab 1877–1885) und die

Landeskarten der Schweiz (ab 1955) für die Spurensuche an. Dank WebMapping-Systemen ist es heutzutage nicht mehr nötig, das gesamte Kartenmaterial physisch vorhanden zu haben. Swisstopo bietet seit geraumer Zeit den Viewer «Zeitreise» an (<http://map.swisstopo.admin.ch/>). In ihm können

**Aesch, Lochmatt 1997,
Blick gegen Nordosten.
Von der Bildmitte oben
zieht sich eine helle
Spur in einem Bogen
durch die Felder.**



Auf der ältesten kantonsweiten Karte von 1844 (Baaderkarte) ist der alte Feldweg noch in Gebrauch (Swisstopo).

alle nationalen Schweizerkarten seit der Dufourkarte eingebledet werden. Das Vorgehen sei am Beispiel einer unklaren Struktur auf einem Luftbild aus Aesch kurz erläutert.

1. Lokalisation des Luftbilds: Aufgrund der Angaben des Fotografen und der erkennbaren Gebäude

und Strassen lässt sich der fotografierte Bereich auf die Flur «Lochmatt» in Aesch eingrenzen.

2. Kontrolle der benachbarten archäologischen Fundstellen: Aus der näheren Umgebung sind zwei Stellen bekannt. Einige hundert Meter weiter westlich wurden fünf mittelalterliche Hufeisen gefunden, die gemäss damaliger Interpretation in Zusammenhang mit «einem alten Weg von Aesch nach Ettingen» gesehen wurden.

3. Sichten des vorhandenen Kartenmaterials im Viewer «Zeitreise»: Bereits in der im Viewer nicht verfügbaren Baaderkarte ist ein alter Weg ersichtlich, der den charakteristischen Bogen gegen Westen schlägt. Er ist auch in der Siegfriedkarte im Zeitraum von 1893 bis 1910 eingezeichnet. In der nächstfolgenden Ausgabe von 1917 fehlt er jedoch. Stattdessen ist in der Lochmatt ein neu angelegtes, heute noch vorhandenes Wegesystem aus den Jahren von 1911 bis 1916 vermerkt. Der alte Weg wurde dabei aufgehoben.



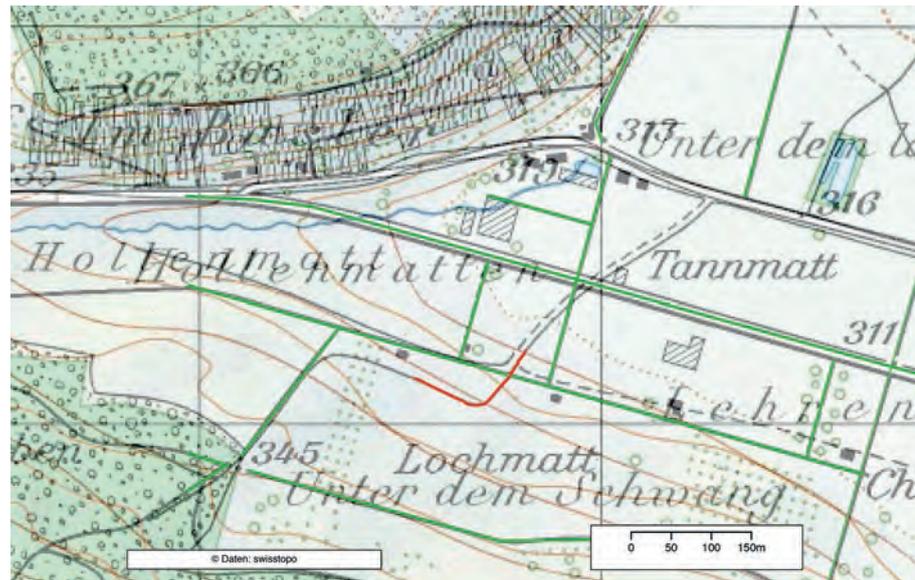
4. Ergebnis: Unter Zuhilfenahme des historischen Kartenmaterials liess sich die im Luftbild beobachtete Struktur als ehemaliger Feldweg identifizieren. Dank der Karten konnte auch der ungefähre Zeitpunkt der Aufhebung der Strasse eruiert werden. Die fünf weiter westlich gefundenen Hufeisen dürften hingegen nicht zu diesem Weg gehört haben, da dieser nicht in die Nähe des Fundorts der Hufeisen, sondern weiter südlich in den Gemeindewald von Aesch führt.

Der Viewer «Zeitreise» von Swisstopo ist ein nützliches Werkzeug, das die Verwendung des Kartenmaterials von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart stark vereinfacht. Durch die Überlagerung von Karten aus unterschiedlichen Zeiten lassen sich vielfach die in Luftbildern erkannten Strukturen mit früher bestehenden Objekten in Übereinstimmung bringen. Die Methode ist allerdings eher ungeeignet, um das Baudatum von Wegen zu eruieren, denn diese bestanden vielfach auch schon vor der Herstellung der ersten

im Vierer verfügbaren Karte von 1893. Sie sind häufig auch älter als die erste kantonsweite Karte von Baader aus dem Jahr 1844.

Bericht: Jan von Wartburg

Siegriedkarte (1893) und Landeskarte (2012) überlagert: Das moderne Wegesystem (grün) führte zur Aufhebung des Feldwegs (rot) (Quelle: Swisstopo).



Attos Kinder Bronzezeit (1265 v. Chr.)



Die Keramik der Bronzezeit ist ein Zeugnis für die Kultur der Menschen in der Bronzezeit. Sie ist ein Spiegelbild der Lebensweise und der Kultur der Menschen in der Bronzezeit. Die Keramik der Bronzezeit ist ein Zeugnis für die Kultur der Menschen in der Bronzezeit. Sie ist ein Spiegelbild der Lebensweise und der Kultur der Menschen in der Bronzezeit.



Auswertung und Vermittlung

Egal ob Grabungsbesichtigung, Römerfest oder Europäischer Tag des Denkmals: Archäologische Events erfreuen sich grosser Beliebtheit. Die Frage, wie man in früheren Zeiten in unserer Gegend gelebt hat, beschäftigt die Menschen. Nun gibt es eine weitere Möglichkeit, in die Welt der Altvorderen einzutauchen: mit dem neuen Wanderführer «Ausflug in die Vergangenheit – Archäologische Streifzüge durchs Baselbiet», der als Pilotprojekt für eine gesamtschweizerische Buchreihe gestartet ist. Im letzten Frühling publiziert, gingen in weniger als einem Jahr bereits über 1000 Exemplare des neuen Führers über den Ladentisch. Auch die zugehörige Wanderkarte, die Tourismus Baselland herausgibt, geht weg wie warme Weggli.

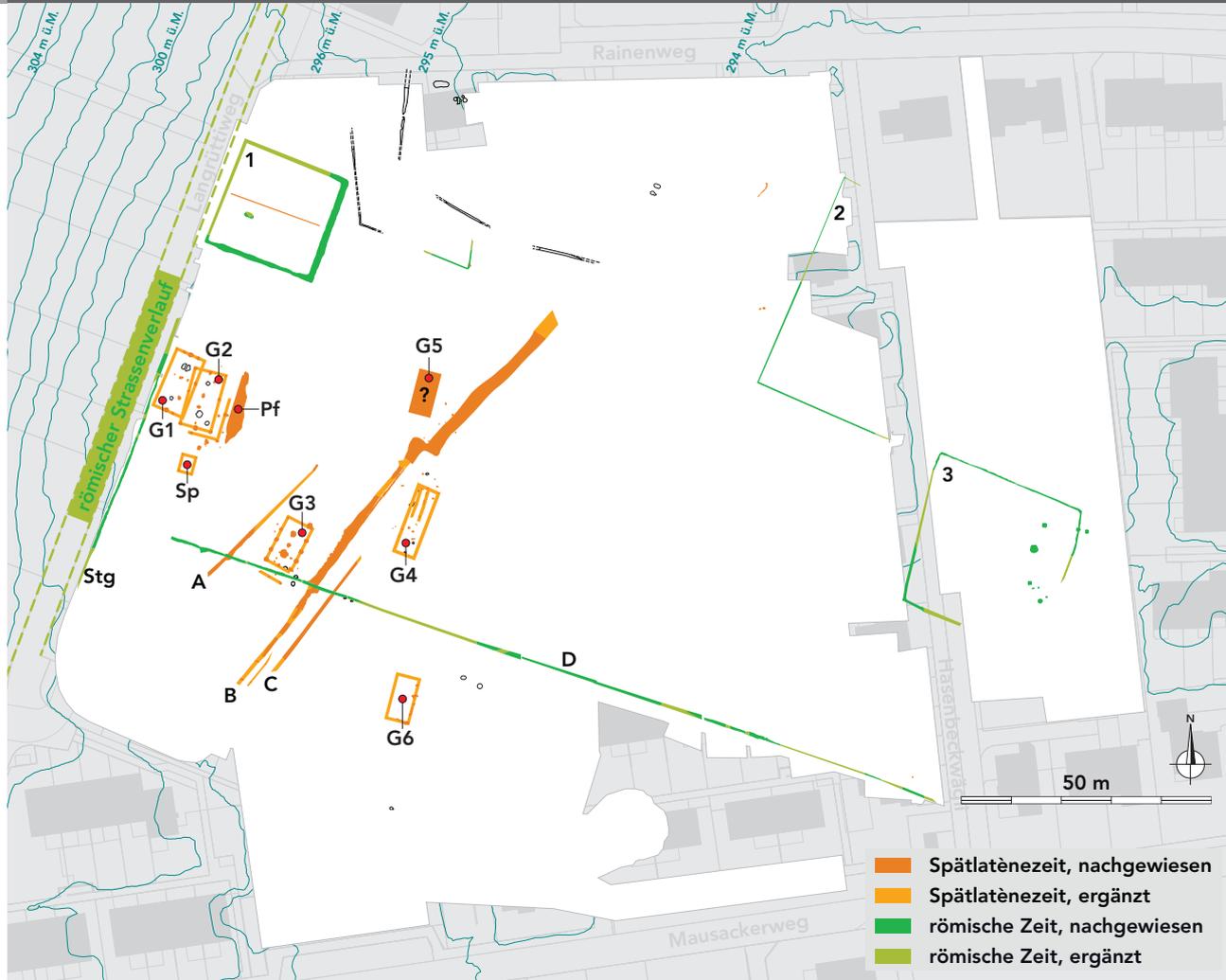
Leider führen die immer knapperen Ressourcen gerade im Bereich der «Auswertung und Vermittlung» zu empfindlichen Abstrichen, denn primäres Ziel unserer Abteilung ist natürlich die Dokumentation und Sicherung des unmittelbar bedrohten archäologischen Erbes. Um die Defizite im Vermittlungsbereich abzumildern, sind Allianzen über Kantons- und Landesgrenzen hinaus gefragt. So wurde die überregionale Bedeutung der frühen Adelsburg von Füllinsdorf-Altenberg an einem Vortrag und in einem Symposium in Wehr (D) zur Diskussion gestellt, unterstützt mit Interreg-Mitteln der Hochrhein-Kommission der EU. Für die Analyse des spätkeltisch-frührömischen Gehöfts von Reinach-Mausacker liess sich der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung gewinnen. In Kursen, Praktika und Hochschularbeiten werden Studierende in die Arbeit der Archäologie Basel eingebunden. Die Burgenmodelle aus der gemeinsam mit dem Historischen Museum Basel prä-sentierten Ausstellung «Echte Burgen – Falsche Ritter?», die mit über 30 000 Besucherinnen und vielen begeisterten Familien einen tollen Erfolg feierte, sind heute in den Standortgemeinden zu bewundern.

Reto Marti

<

Die Hörgeschichten rund um die fiktiven Ahnen aus dem Baselbiet, die dieses Jahr zum Beispiel am Römerfest in Augst zu Gast waren, finden Anklang bei Jung und Alt.

Reinach, Befunde der
späten Latènezeit
und der Römerzeit
im Mausacker.
Hervorgehoben sind
die verschiedenen
Gebäuden (G1–G6),
der Speicher (Sp), eine
Steinplästerung (Pf),
der Strassengraben
(Stg) die Gräben
(A–D) und schliesslich
verschiedene umfasste
Grabbezirke (1–3).



Reinach-Nord: Einblick in eine laufende Auswertung

Neben dem Ortszentrum von Reinach, das aktuell wieder Ziel von Grabungen war, liefert auch der nördliche Bereich der Gemeinde vielfältige Zeugnisse der Vergangenheit. Hier fanden in den letzten Jahrzehnten im Zuge mehrerer Grossüberbauungen archäologische Untersuchungen statt, die teilweise bereits ausgewertet sind.

Unter dem Begriff Reinach-Nord fasste Sandra Ammann 2003 verschiedene römerzeitliche Strukturen aus unterschiedlichen angrenzenden Parzellen zusammen, die sie als Überreste einer römischen Villa mit zugehörigen Gräbern interpretiert. «Mausacker» ist eine dieser Parzellen, in der 2002 bei Bauarbeiten eine umfangreiche Kulturschicht entdeckt wurde. Im Laufe der dreijährigen baubegleitenden archäologischen Ausgrabung wurde auf einer Fläche von 2,3 Hektaren nebst einer beachtlichen Fundmenge eine erstaunliche Dichte an Strukturen freigelegt. Diese datieren vom Neolithikum bis zur römischen Zeit. Besonders hervorzuheben sind die aussergewöhnlich gut erhaltenen Befunde der späteren Eisenzeit, die erstmals für die deutschsprachige Schweiz den

Nachweis für ein mehrphasiges keltisches Gehöft zulassen.

Gegenwärtig stehen das Gehöft im Mausacker und die römischen Strukturen aus Reinach-Nord im Mittelpunkt einer Doktorarbeit zur ländlichen

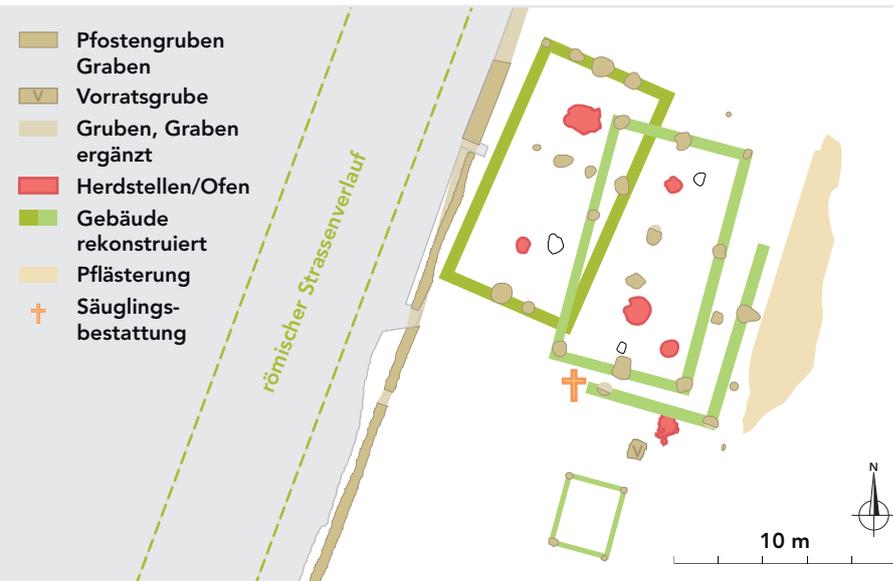
Die starke Brandrötung zeigt, wie intensiv diese Feuerstelle vor dem Gebäude 2 genutzt wurde.



Detailplan zu den Gebäuden 1 und 2.
Bemerkenswert ist die letzterem vorgelagerte Pfostenreihe, die auf ein Vordach oder eine Portikus hinweist.

Besiedlung des südlichen Oberrheingebiets um die Zeitenwende, die am Institut für Archäologische Wissenschaften der Universität Bern eingereicht werden soll. Das vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützte Projekt wird hier kurz vorgestellt.

Über die Errichtung des ersten keltischen Gehöfts ist wenig bekannt. Zu einem unbestimmten Zeitpunkt im Laufe der Spätlatènezeit wird am Fusse des Predigerholzes ein Pfostenbau errichtet. Spätestens zu Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr. wird Gebäude 1 abgerissen, um Platz für Gebäude 2 und den dazugehörigen Speicher zu machen. Dies ist der Anfang der zweiten Siedlungsphase, zu der auch Gebäude 3 und vermutlich Gebäude 6 zu rechnen sind. Gebäude 2 und 3 wurden nach ihrer Aufgabe niedergebrannt, wobei nach heutigem Kenntnisstand unklar ist, ob beide Häuser gleichzeitig aufgegeben wurden. Gebäude 2 wurde jedenfalls mitsamt seinem Speicher um 50–30 v. Chr. verlassen, Gebäude 3 könnte etwas länger in Gebrauch gewesen sein. Anschliessend wurde dieses Areal offenbar während längerer Zeit nicht mehr aufgesucht, weshalb der Zerstörungshorizont dieser zweiten und vermutlich letzten Phase des Gehöfts ohne Beeinträchtigung erhalten geblieben ist.



Wann genau die römische Besiedlung des Areals beginnt, ist unbekannt. Zuerst wurde wohl eine Strasse errichtet, die unter dem heutigen Langrüttliweg liegen dürfte. Bis jetzt wurde die Strasse selbst bei Ausgrabungen noch nie angetroffen, doch ein Strassengraben weist sie indirekt nach. Die erwähnte römische Villa Reinach-Nord wurde vermutlich im Verlauf des 1. Jahrhunderts n. Chr. errichtet. Ihre genaue Lage ist heute noch unklar, da sich die wenigen bekannten Fundamente nicht zu einem Grundriss zusammenfügen lassen. Die zeitliche Einordnung der mutmasslichen Villa ergibt sich bisher erst durch die in umfassten Grabbezirken entdeckten reich ausgestatteten Urnengräber. Zu den von Sandra Ammann 2002 bereits vorgelegten Bestattungen gesellt sich mittlerweile ein weiterer Grabbezirk aus der Flur Mausacker, in dem eine einzelne Urnenbestattung mit qualitätvollen Beigaben aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. nachgewiesen ist.

Dank den besonderen Umständen bei der Aufgabe des spätkeltischen Gehöfts und dank allgemein günstigen Bedingungen ist eine grosse Anzahl organischer Funde erhalten geblieben. Eine Auswahl davon wird aktuell am Institut für Integrative Prähistorische Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel untersucht. Dabei stehen

Kostbare Glasurnen und Parfümfläschchen erzählen von aufwendigen Riten, mit denen sich die römische Gesellschaft von ihren Toten verabschiedete.



Aufsicht auf eine Vorratsgrube. Die orangebraune gewellte Linie entlang der Wandung lässt auf eine Verkleidung aus Fachwerk und Lehm schliessen.

Fragen zur im Gehöft betriebene Landwirtschaft und Viehzucht und zur Ernährung der Bewohner und Bewohnerinnen im Vordergrund. Hierfür wird einerseits das verkohlte Getreide analysiert, das zum Zeitpunkt des Brandes im Speicher gelagert war. Andererseits werden auch die tierischen Knochenreste aus ausgewählten Befunden unter

die Lupe genommen. Ein weiterer zentraler Punkt der archäobiologischen Untersuchungen ist die Analyse der wenigen menschlichen Knochenfragmente, darunter eine späteltische Säuglingsbestattung unter dem Vordach von Gebäude 2 und die Leichenbrandreste aus dem neu entdeckten römischen Grab. Weiter sind bei diesen Untersuchungen auch technische Aspekte von Interesse, etwa die Art der Flechtwerkverkleidung einer Vorratsgrube.

Für die untersuchten Epochen bilden die Keramikscherben jeweils die grösste Fundgruppe. Sie liefern nicht nur die Datierungsgrundlage, sondern ermöglichen auch weiterführende Studien. Zum Beispiel werden aktuell am Departement für Geowissenschaften der Universität Fribourg verschiedene chemische Analysen an einer repräsentativen Auswahl der circa 70 nachgewiesenen späteltischen Weinamphoren durchgeführt. Ziel



dieser Untersuchungen ist es, die Herkunft der importierten Amphoren und somit auch des darin transportierten Weines zu bestimmen. Gleichzeitig eignet sich Keramik auch bestens für Raumanalysen. Im Falle des spälatènezeitlichen Gehöfts zeigt etwa die Verteilung der Passscherben einen sehr bewussten Umgang mit Abfall: grossformatige, störende Scherben kommen nur in einer gewissen Entfernung zu den Häusern vor, während kleinere Passstücke im Hofbereich anzutreffen sind.

Im Frühjahr 2015 sind elektrische Bodenwiderstandsmessungen in verschiedenen nicht überbauten Parzellen geplant. Ähnlich Röntgenbildern sollen sie allfällige noch nicht freigelegte, im Boden steckende Strukturen der römischen Villa sichtbar machen.

Mit diesen breitgefächerten Fragestellungen wird Reinach-Nord einen substantiellen Beitrag für die Erforschung der ländlichen Besiedlung des südlichen Oberrheintals um die Zeitenwende leisten.

Bericht: Debora C. Tretola Martinez

Grossformatiger Abfall wie diese Amphorenscherben und Knochen wurde weit weg von den Häusern entsorgt.

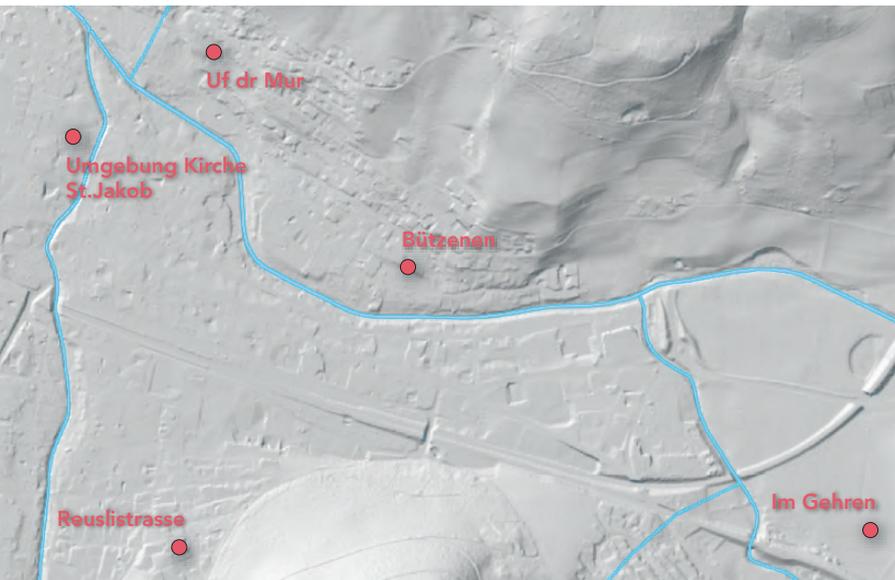


Der römische Gutshof von Sissach-Bützenen neu bewertet

Verbreitung der römischen Fundstellen in Sissach. Der Gutshof Bützenen liegt nördlich der Ergolz am Fuss des Chienbergs.

In den Jahren 1937 und 1938 wurden bei Kanalisationsarbeiten die ersten Belege für eine römische Siedlung auf dem Gebiet der Gemeinde Sissach entdeckt. Der Pfarrer und Lokalhistoriker Jakob Horand (1895–1955) legte in der Flur Bützenen Kiesböden und einige Mauerzüge frei, die man heute als Reste von zwei Nebengebäuden eines römischen Gutshofes deutet. Horand war begeistert, endlich die «Besiedlungslücke» in Sissach füllen zu können. Max Frey (1894–1979), Lehrer in Sissach, entdeckte bei Grabungen in den 1950er-Jahren schliesslich auch die Reste des Herrenhauses, die er in der Folge mit Unterstützung der Altertumsforscher Theodor Strübin und Dieter Oberer teilweise freilegte. Der Professor der Universität Basel Rudolf Laur-Belart (1898–1972) bestimmte die Funde von 1937–1938 und besuchte die Grabung von 1954.

Der Gutshof von Sissach-Bützenen ist damit ein schönes Beispiel für das von Fachleuten unterstützte Engagement von Lokalforschern. Nur dank der Arbeit dieser Laien konnte der Gutshof – lange vor der Gründung der Kantonsarchäologie – untersucht werden. Gleichzeitig erschweren diese Umstände jedoch die Auswertung: Trotz aller Bemühungen entspricht die damals angefertigte Dokumentation bei weitem nicht den heutigen Standards und Anforderungen. So wurde beispielsweise kaum auf die Schichtverhältnisse

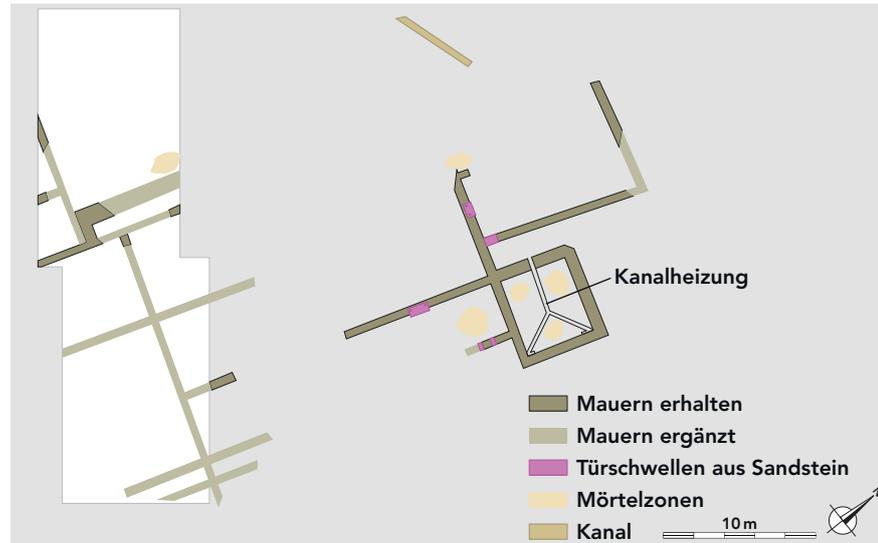


geachtet, und die Herkunft des Fundmaterials ist nicht genau dokumentiert. Im Rahmen einer Master-Projektarbeit, betreut von der Archäologie Baselland und der Vindonissa-Proffessur der Universität Basel, versuchte der Autor, die Dokumentation zu bereinigen und die Funde genauer zuzuordnen und auszuwerten.

Obschon man den Gutshof damals nicht vollständig freigelegt hat, steht fest, dass der Grundriss demjenigen einer typischen gallo-römischen *villa rustica* entspricht. Laut Yolanda Hecht und Jürg Tauber lassen sich die Villen in der Umgebung von Augusta Raurica in drei Grössen Kategorien unterteilen; zwischen ihnen sollen hierarchische Verhältnisse bestanden haben. Nach dieser These wäre zum Beispiel die *villa rustica* von Pratteln-Hardmatt der grösseren Villa von Pratteln-Kästeli untergeordnet. Wenn man den Gutshof von Sissach-Bützenen mit anderen vergleicht, kommt man zum Schluss, dass es sich um eine ländliche Siedlung der mittleren Kategorie handeln muss. Ihre Ausdehnung ist mit wahrscheinlich etwa 18500, jedenfalls kaum

mehr als 46000 Quadratmetern ziemlich gross. Die Qualität der Funde spricht ebenfalls dafür, dass der Gutshof weniger reich ausgestattet war als etwa diejenigen von Liestal-Munzach oder Pratteln-Kästeli. Demzufolge wäre denkbar, dass sich in der Umgebung, wohl am anderen Ufer der Ergolz, noch eine grössere *villa rustica* befindet.

Sissach, Bützenen. Die bekannten Mauerzüge des Herrenhauses: Grabungsfläche von 1954 (links) und ergänzter Plan nach den Grabungen von 1959.



Die Grabung von 1959
 – hier das Gebäude
 mit der Kanalheizung
 – weckte in der
 Bevölkerung grosses
 Interesse.

Wegen der lückenhaften Dokumentation lässt sich die Baugeschichte des Gutshofes von Sissach-Bützenen nicht mehr genau rekonstruieren. Einzig die im Jahre 1959 im Herrenhaus entdeckte Kanalheizung lässt sich zweifelsfrei der letzten Ausbauphase zuordnen. Die jüngsten keramischen Funde, unter anderem «oberrheinische Nigra», lassen den

Schluss zu, dass der wohl spätestens in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. errichtete Gutshof gegen Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. aufgegeben beziehungsweise zerstört wurde. Die in den Grabungsberichten erwähnten Brandschichten, die für eine gewaltsame Zerstörung sprechen könnten, wurden jedoch nicht flächendeckend, sondern nur punktuell nachgewiesen.

Offen bleibt auch, ob die beiden um 270 n. Chr. geprägten Imitationen von Antoninianen des Claudius II. beziehungsweise die drei Antoniniane des Probus (geprägt 280 n. Chr.), des Diocletianus und des Maximianus Herculius (beide geprägt um 293 n. Chr.) noch während der Belegungszeit des Gutshofes verloren gingen. Sie könnten – wie auch eine zwischen 348 und 350 n. Chr. zu datierende Bronzemünze des Constans – im Zusammenhang mit späteren Begehungen oder von spätantiken Siedlungsaktivitäten in den Boden gekommen sein. Reste von einfachen Holzgebäuden, etwa in Form von Pfostengruben, die für eine Nachnutzung des Areals sprechen würden, sind in Sissach-Bützenen jedoch nicht überliefert.



Weil die jeweiligen Fundorte seinerzeit nicht genau festgehalten worden sind, lassen die insgesamt 669 Gefäßkeramikfragmente, 227 Metallobjekte und 11 Münzen nur beschränkte Aussagen zur Funktion der einzelnen Räume zu. Einige der Metallfunde lassen jedoch auf einen gehobenen Lebensstandard der Bewohner schliessen, so zum Beispiel ein Bronzeobjekt, das von einem Kandelaber (*thymiaterion*) oder einem Bett (*lectus*) stammen könnte, oder die vier von Türen oder Möbeln stammenden Schlüssel. Fragmente von Flachglas belegen, dass auch die Fenster der Nebengebäude verglast waren. Im westlichen Teil des Gutshofareals wurden zudem zwei Fibeln (Gewandspangen) gefunden, die sich der gallorömischen Frauentracht zuweisen lassen. Ebenfalls der weiblichen Sphäre zuzuweisen sind die sechs bronzenen Haarnadeln. Zwei Bronzebeschläge in Form eines Amazonenschildes und eines Kreises gehören zum Pferdegeschirr. Ob die Stücke militärischer oder ziviler Provenienz sind, bleibt offen. Ein Hufschuh zeigt zudem, dass hier auch Zugtiere – Pferde, Maulesel oder Ochsen – gehalten wurden.

Weitere Funde belegen handwerkliche Aktivitäten: Eisenschlacken bezeugen beispielsweise die Metallverarbeitung. Es muss allerdings offen bleiben, ob diese bei sporadischen Aktivitäten, etwa bei Reparaturen oder bei der Herstellung von Baueisen, angefallen sind, oder ob hier in größerem Umfang Metall verarbeitet worden ist.

Zu den jüngsten Funden gehört das kleine Randfragment einer Schüssel aus «oberrheinischer Nigra» aus der Zeit um 300 n. Chr. (Rekonstruktion Sabine Bugmann).



Blick in den Heizkanal in der Ecke des beheizten Raums. An den Wänden haftet noch rötlicher Mörtel mit Ziegelschrotzuschlag.

Zwei Sägen zeugen von der Holz- oder Knochenbearbeitung. Ein grösseres Messer kam vermutlich beim Schlachten zum Einsatz. Tierknochen haben die Ausgräber aber nur wenige aufgesammelt: Sie stammen von Rindern, Schafen, Ziegen und Hühnern. Die geringe Zahl spricht für Speiseabfälle.

Ein Mühlstein und ein runder Reibstein dienten zur Verarbeitung von Getreide.

Leider wurden nur wenige der damals gefundenen Ziegel aufbewahrt. Die Leistenziegel (*tegulae*) stammen wohl vom Dach des Herrenhauses oder der Nebengebäude. Hohlziegel (*tubuli*) wurden bei der Auffindung in Fundlage dokumentiert; sie dienten offensichtlich als Rauchabzug für die Kanalarheizung. Nur ein Exemplar wurde aufgehoben.

Bei der regen Bautätigkeit in den 1960ern Jahren sind wahrscheinlich viele archäologische Informationen zur *villa rustica* von Sissach-Bützenen un beobachtet zerstört worden. Gerade deswegen ist es wichtig, alle künftigen Bodeneingriffe im Areal des Gutshofes archäologisch zu begleiten. Derzeit ist der Grundriss des Herrenhauses noch nicht vollständig bekannt, und im Nordwesten ist mit weiteren Nebengebäuden zu rechnen.



Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich aufgrund der bislang vorliegenden Informationen nur eine provisorische Bilanz zum Gutshof von Sissach-Bützenen ziehen lässt und dass sich viele Fragen, etwa zur Baugeschichte, zur Wirtschaftsweise oder zum täglichen Leben, (noch) nicht beantworten lassen. Immerhin lässt sich der zeitliche Rahmen für die Belegung des Gutshofs abschätzen. Trotz der wenig spektakulären Ergebnisse bildet die Praktikumsarbeit aber eine wichtige Grundlage für künftige Grabungen in der Flur Bützenen und für die Erforschung der römischen «Villenlandschaft» im Umland von Augusta Raurica. Für den Autor stellte die Bereinigung der Grabungsdokumentation und das Erstellen des Fundinventars sowie die Auswertung der Befunde und Funde und die Einbindung der Ergebnisse in den siedlungsgeschichtlichen Kontext eine ideale und sehr praxisbezogene Übung dar. Die Archäologie Baselland profitierte von der Zusammenarbeit mit der Universität Basel, weil die erwähnten Arbeiten mit den eigenen personellen Ressourcen kaum

möglich gewesen wären und weil mit den erarbeiteten Erkenntnissen eine wichtige Entscheidungsgrundlage für die Beurteilung von künftigen Baugesuchen in der Flur Bützenen vorliegt.

Bericht: Johann Savary

Zeugnisse des Alltags:
Tierknochen, eine
Getreidemühle und ein
kleiner Stein zum zer-
reiben von Gewürzen
in einer «Reibschüssel».



Die Installation vor dem grossen Besucheransturm. Entlang des Fusswegs konnte das Publikum eine «Zeitreise» unternehmen.



Vergangenheit sinnlich – Präsenz an Römerfest und Denkmaltag

Alljährlich besuchen rund 25 000–30 000 Personen das grösste Römerfest der Schweiz in Augusta Raurica. Dieses hat sich seit seiner ersten Ausgabe 1992 stetig weiterentwickelt und ist vom regionalen Festkalender nicht mehr wegzudenken. Auch Archäologie und Museum Baselland waren in den frühen Jahren mitbeteiligt, 1998 organisierte man sogar gemeinsam das grosse Archäologiefest «ZEITsprünge». Doch irgendwann schief diese Zusammenarbeit leider ein.

2014 wurde auf Anfrage der Römerstadt ein neuer Anlauf genommen. Die Archäologie Baselland nahm das Angebot gerne an und präsentierte – quasi in der Tradition von 1998 – das Zuvor und das Danach der Römerzeit. Die Geschichte der Region vom Faustkeil von Pratteln aus der Altsteinzeit bis in die Neuzeit wurde mit unseren bereits weitherum bekannten und beliebten fik-

tiven Persönlichkeiten und ihren Geschichten auf kurzweilige Art vermittelt. Der Spazierweg entlang des römischen Theaters verwandelte sich auf diese Weise zu einer veritablen Zeitreise durch die Jahrtausende und manche Familie brauchte für die wenigen Meter wohl etwas länger als geplant.

Römischer Knabe trifft auf Steinzeitmenschen. Wo sonst ist das schon möglich?



Grossandrang in der Ermitagemühle anlässlich der Europäischen Tage des Denkmals.

Am dazugehörigen Stand konnten sich die Besucherinnen und Besucher über die archäologischen Sehenswürdigkeiten des Kantons informieren und entsprechende Prospekte behändigen. Vor allem die im Zusammenhang mit der Publikation «Ausflug in die Vergangenheit» von Baselland Touris-

mus herausgegebene gleichnamige Panoramakarte mit Wandervorschlägen fand reissenden Absatz.

Schon fast traditionell ist die Zusammenarbeit mit der kantonalen Denkmalpflege an den Europäischen Denkmaltagen im September. Im Berichtsjahr fanden diese in Arlesheim statt. Getreu dem Motto «Zu Tisch» drehte sich das Angebot der Archäologie Baselland rund um die Nahrungszubereitung vergangener Zeiten. Claudia Spiess und Brigitte Frei führten durch die 2012 untersuchte Obere Mühle bei der Ermitage (siehe Jahresbericht 2012). Rund 210 Leute liessen sich an den insgesamt sechs Führungen über die Geschichte der Mühle und den ausserordentlichen Mahltisch informieren – ein äusserst erfreulicher Zuspruch.

Saftig ging es gleichzeitig im Hofgut beim Andlauerhof zu und her. Wer wollte, konnte sich hier im wahrsten Sinne des Wortes durch die Zeiten essen. Das «Zeitreise-Menu» umfasste einen jungsteinzeitlichen Dinkel-Bohnen-Eintopf, eine gegrillte Wurst nach original römischem Rezept und



ein mittelalterliches Feigendessert. Für den kleineren Hunger gab es diese Genüsse alle auch einzeln, oder man konnte das Römerplättli, bestehend aus Römerbrot mit *moretum* (Kräuterkäse-Aufstrich), Römerwurst und Apfel mit Honig (ein sehr beliebtes Dessert) bestellen. 72 Personen liessen sich auf diese Art kulinarisch in die Vergangenheit entführen und weitere 100 Besucherinnen und Besucher genossen ausführlich die einmalige Atmosphäre mit Blick auf das Schloss Birseck bei einem Most oder einem feinen Tropfen vom hofeigenen Weingut. Nebenbei kamen hier wiederum unsere Hörgeschichten zum Zuge, die zum Teil auch über das Essen und die Nahrungsbeschaffung in der Vergangenheit berichten.

Beide Anlässe zeigten auf eindruckliche Weise, dass die Vergangenheit sehr sinnlich vermittelt werden kann und sich nicht nur auf «trockene» Bilder und Texte beschränken muss. Und bei einigen wird die Liebe zur Archäologie dank den verteilten Rezepten künftig wohl (auch) durch den Magen gehen. Allen helfenden Händen und den

federführenden Institutionen sei an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt. Fortsetzung wird hoffentlich folgen.

Bericht: Andreas Fischer

Im Innenhof des Hofguts Birseck konnte man die Vergangenheit mit dem Gaumen erleben.



Ausleihen statt verräumen – Burgenmodelle bleiben sichtbar

Das aufwendigste und grösste Modell zeigt die Homburg (Philippe Emmel, Historisches Museum Basel)

Für die Ausstellung «Echte Burgen – Falsche Ritter?» liess die Archäologie Baselland von den Burgen Eptingen-Riedfluh, Füllinsdorf-Altenberg, Gelterkinden-Scheidegg, Läuelfingen-Homburg, Pratteln-Madeln und Zunzgen-Büchel neue, detaillierte Modelle im Massstab 1:100 anfertigen. Dies geschah mit modernsten Mitteln der

virtuellen Rekonstruktion und des 3D-Druckes. Damit die Burgenmodelle nach der Ausstellung nicht für längere Zeit im Depot verschwinden, setzte sich die Archäologie Baselland frühzeitig mit den Standortgemeinden der Burgen in Verbindung und suchte Lösungen, um die Schauobjekte weiterhin der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu halten.

Das Angebot stiess auf offenen Ohren. Die Gemeinden Eptingen, Gelterkinden, Läuelfingen und Zunzgen stellten in den Verwaltungen Platz zur Verfügung, wo die Modelle zu den normalen Öffnungszeiten zu besichtigen sind. Auch die Gemeinde Pratteln möchte das Modell nach dem Umbau des Ortsmuseums übernehmen. In Füllinsdorf ermöglichte die Gemeinde sogar die Aufstellung auf dem Burggelände selber, wofür eigens eine Vitrine errichtet wurde. Hier werden wir erproben können, wie die Modelle dem Sonnenlicht widerstehen.

Die Archäologie Baselland kommt damit einmal mehr ihrem gesetzlichen Auftrag nach, die Öffent-



lichkeit über ihre Ergebnisse zu informieren. Die Modelle sind dabei nur ein Teil des breiten Angebotes zur Vermittlung der Burgen. Bei vielen stehen schon heute ausführliche Informationstafeln, die sich auch im Internet herunterladen lassen. In den kommenden Jahren werden neue hinzukommen oder bestehende modernisiert. Ausserdem

haben wir 2014 zu den Ruinen Altenberg und Riedfluh Prospekte erstellt, die ebenfalls in den Gemeinden aufgelegt werden. Auch hier sind wir bestrebt, das Portfolio laufend zu erweitern.

Bericht: Andreas Fischer

Das Modell der Mottenburg Büchel ist in Zunzgen zu sehen (links), dasjenige vom Altenberg in der Burg ruine selber (rechts).



Das Einmaleins des Grabungszeichners

Um die Kenntnisse zu vertiefen, die für die zeichnerische Grabungsdokumentation erforderlich sind, werden alle paar Jahre gesamtschweizerische Zeichnungskurse durchgeführt. Der letzte fand im Frühjahr 2014 unter der Leitung des Berner Grabungstechnikers Andy Marti, der Zürcher Illustratorin Judith Bucher und der Schreibenden statt.

Die Teilnehmenden des Grabungstechniker-kurses üben sich an Modellen mit klassischen Grabungssituationen.



Der zweitägige Kurs gilt einerseits als Vorbereitung für die Kandidatinnen und Kandidaten der nächsten Grabungstechnikerprüfung 2015 und andererseits als Weiterbildung für alle auf archäologischen Grabungen als Zeichnerinnen oder Zeichner Beschäftigten. Organisiert wurde er von der Vereinigung des archäologisch-technischen Grabungspersonals (VATG). Durchführungsort waren die Räumlichkeiten des Archäologischen Dienstes in Bern.

Am ersten Kurstag wurde Grundsätzliches zur zeichnerischen Dokumentation vermittelt. Spannend war ein Exkurs zur Entwicklung des Feldzeichnens. Originalzeichnungen wurden begutachtet, verglichen und im Verhältnis von Aufwand und Informationsgehalt kritisch beurteilt. Nicht selten wurde die künstlerische Originalität der Feldzeichnung höher gewichtet als die wissenschaftlich korrekte Aussage.

Ausserdem wurden die Möglichkeiten präsentiert, die sich aus digitalen oder aus klassischen Zeichnungsmethoden «von Hand» ergeben. An

zwei Modellboxen mit idealisierten Grabungssituationen konnten die Teilnehmenden ihre unterschiedlichen Darstellungsweisen, Arbeitsgeschwindigkeit und Lesbarkeit der Arbeiten vergleichen. Da die Feldzeichnung die Grundlage für die Dokumentation und Auswertung bildet, war allen klar: Was gezeichnet wird, muss von anderen verstanden werden.

Zwischen den beiden Kurstagen waren Aufgaben zu erfüllen, die sich bezüglich Thema und Aufwand im Bereich der alltäglichen Arbeiten der Kursteilnehmenden bewegten. Am zweiten Tag wurden die Resultate der Aufgaben – Zeichnungen und Skizzen von Grabungen, Gebäudeuntersuchungen und Fundzeichnungen – besprochen und verglichen. Weitere Schwerpunkte galten dem Einsatz von Tachymeter und CAD als Hilfsmittel zum Zeichnen und Vermessen, den Objektzeichnungen und der Aufbereitung von Befundzeichnungen bis zur Publikation.

Tatsächlich ist die Situation so, dass die Darstellungs-konventionen von Kanton zu Kanton recht

unterschiedlich sind. Somit sind die beiden Kurstage spannend und bereichernd ausgefallen, und es fand ein reger Austausch mit guten Diskussionen statt.

Bericht: Claudia Spiess

Über unterschiedliche Darstellungen und Lesbarkeit lässt sich ausführlich diskutieren

...



Erstes schweizerisches IMDAS-Nutzer- und Interessententreffen in Liestal

Rund 50 Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Kantonsarchäologien haben am ersten IMDAS-Nutzertreffen teilgenommen.

Kooperation und Wissensaustausch werden in der Archäologie Baselland grossgeschrieben. In den letzten Jahren wurde viel Energie in ein integriertes EDV-System zur Grabungs- und Funddokumentation investiert. Deshalb kamen wir der Aufforderung der Konferenz der Schweizerischen

Kantonsarchäologinnen und Kantonsarchäologen KSKA gerne nach, die dabei gesammelten Erfahrungen der Fachwelt zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen.

Rund 50 EDV-Verantwortliche und Mitarbeitende archäologischer Dienststellen aus der ganzen Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein fanden sich im Frühjahr 2014 zu diesem Zweck im Museum.BL in Liestal ein. Ausgangspunkt unserer Ausführungen war die Integration der Datenbanksoftware IMDAS pro in die Arbeitsprozesse der Archäologie Baselland, von der Dokumentation im Feld über die Erfassung und Restaurierung der Funde bis hin zur Archivierung und Auswertung der Grabungen und Bauforschungen. Darüber hinaus wurde aufgezeigt, welche Strategien für die Langzeitarchivierung zum Einsatz kommen und wie die Datenbank mit den im Feld



erhobenen digitalen Plänen, Zeichnungen und Fotos interagiert – Dinge, die in älteren Jahresberichten der Archäologie Baselland bereits vorgestellt wurden. Eine abschliessende Präsentation der sich im Aufbau befindenden kantonalen Kulturgüterdatenbank gewährte einen kurzen Blick in die Zukunft: Ab Frühjahr 2015 wird es möglich sein, wichtige Kulturgüter der Kantons – darunter zahlreiche archäologische Objekte – mit einem simplen Mausklick in namhafte nationale und internationale Internetportale auszuspielen und so zu veröffentlichen.

Die Darbietungen stiessen auf ein reges Interesse und führten zu spannenden und erkenntnisreichen Diskussionen. Alle waren sich einig, dass man die Treffen fortsetzen sollte, zum einen als Wissensaustausch, zum anderen, um die Weiterentwicklung der Datenbank IMDAS pro, die mittlerweile

bereits in etlichen Kantonen im Einsatz steht, zu koordinieren und gemeinsam voranzutreiben. Ein nächstes Treffen wird bei unseren benachbarten Kollegen im Aargau stattfinden.

Bericht: Reto Marti

Jörg Hampe erklärt die Vorzüge des neuen, in Entwicklung begriffenen Kulturgüterportals des Kantons Basel-Landschaft.



Leihgaben

Ein Star der Ausstellung zum Thema «Pilgern» in Pratteln: der Rosenkranz von Gelterkinden aus dem 16. Jahrhundert.

- Museum.BL Liestal, Ausstellung «Die Kirsche ... und eine Blueschtfahrt nach Tokyo»: 3 Auster aus Liestal, römisch, 2 Löffel aus Reinach, römisch, Reste einer Mittelmeermakrele aus Reinach, römisch, 2 Schälchen aus Reinach, römisch, 1 Becher aus Allschwil, römisch.
- Ricola AG Laufen, Vitrine im Kräuterzentrum: 2 Teller, 2 Schüssel, 1 Schälchen, 1 Amphorenhenkel aus Laufen-Müschhag, römisch.
- Bürgerhaus Pratteln, Ausstellung «Pilgern – unterwegs zwischen zwei Welten»: 1 Rosenkranz mit Münze aus Gelterkinden, spätmittelalterlich, 2 Muschelfragmente aus Eptingen, hochmittelalterlich, 1 Muschelfragment aus Ziefen, mittelalterlich.
- Gemeindeverwaltungen von Eptingen, Läuelfingen, Gelterkinden und Zunzgen: Modelle der mittelalterlichen Burgen Eptingen-Riedfluh, Läuelfingen-Homburg, Gelterkinden-Scheidegg, Zunzgen-Büchel.
- Gemeindeverwaltung Füllinsdorf, Burgruine Altenberg: Modell der hochmittelalterlichen Burg Füllinsdorf-Altenberg.



Publikationen

- Lars Blöck, Andrea Bräuning, Eckhard Deschler-Erb, Andreas Fischer, Yolanda Hecht, Reto Marti, Michael Nick, Hannele Rissanen, Muriel Roth-Zehner und Norbert Spichtig, Interdisciplinary and trinational research into a Late La Tène settlement landscape of the Upper Rhine. In: Manuel Fernández-Götz, Holger Wendling, Katja Winger (Eds.), *Paths to complexity. Centralisation and Urbanisation in Iron Age Europe* (Oxford/Philadelphia 2014) 179–190.
- Reto Marti (wissenschaftliche Projektleitung), SPM – Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Mittelalter, Bd. 7: Archäologie der Zeit von 800 bis 1350 (Basel 2014).
- Dominique Oppler (Hrsg.), mit Beiträgen von David Brönnimann, Pascal Favre, Andreas Fischer, Reto Marti, Philippe Rentzel und René Salathé. *Ausflug in die Vergangenheit. Archäologische Streifzüge durchs Baselbiet* (Hochwald 2014).
- Michael Schmaedecke, Bemerkungen zur Standortwahl von Burgen im südlichen und südöstlichen Hinterland der Stadt Basel. *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit* 27 (Paderborn 2014) 237–246.
- Debora Tretola, Reinach-Mausacker (BL) – Ein spätkeltisches Gehöft im Wandel der Zeit. In: Sabine Hornung (Hrsg.), *Produktion, Distribution, Ökonomie. Siedlungs- und Wirtschaftsmuster der Latènezeit. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie* 258 (Bonn 2014) 257–270.
- Jan von Wartburg, Grabungsdokumentation mit AutoCAD Map 3D: Arbeiten in einer gemischten CAD-/GIS-Umgebung. *Rundbrief Grabungstechnik. Mitteilungsblatt zur Grabungstechnik und verwandten Themen* 2/2013 (Trier 2013) 5–13.

Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende			
200	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, MuttENZ, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil) Hortfunde (Münzschatz von Füllinsdorf)
400			
600	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (MuttENZ-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (MuttENZ-Hard, Pratteln)
800			
1000	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, MuttENZ ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1500			
2000			
3000			
5500	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hoguette-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silixabbau (Lampenberg-Stälzler)
7000	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
10'000			
50'000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silix und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung und Fundzunahme (ab -11'000)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach-Mausacker) Freilandstation (MuttENZ-Rütihard) Silixgewinnung (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
100'000			
150'000			
300'000			
600'000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...) Aussiedlerhöfe</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Aufhebung Flurzwang (-1829), Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Zunahme des Steinbaus, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618–1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buus, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888–1032)</p>	Frühmittelalter	1000 800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

